



Nr. 55/56 / Jahrgang 27/2013  
Beiträge zur katholischen Erwachsenenbildung

# mensch.werden.lernen

Dokumentation zum 3. Literaturpreis



Katholische Erwachsenenbildung  
Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V.



# mensch.werden.lernen

Dokumentation zum 3. Literaturpreis



**Katholische Erwachsenenbildung  
Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V.**

**Stuttgarter Hefte**  
**Beiträge zur Katholischen Erwachsenenbildung**

Herausgeber: Katholische Erwachsenenbildung  
Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V.  
Jahnstraße 30, 70597 Stuttgart

Redaktion: Dorothee Kluth

Druck: Druckerei Marquart GmbH,  
88326 Aulendorf

ISSN-Nr. 0934-0599

Das Copyright liegt bei den Autorinnen & Autoren.

# Vorwort

Liebe Leserin, lieber Leser,

mit diesem Stuttgarter Heft halten Sie die Dokumentation des Dritten Literaturwettbewerbs der Katholischen Erwachsenenbildung Diözese Rotenburg-Stuttgart e.V. in der Hand. Die Jury des Literaturpreises hat nicht nur die zwei Preisträgerinnen und den Preisträger ausgewählt, sondern auch weitere Texte aus dem Wettbewerb für die Veröffentlichung benannt.

Wir freuen uns über die große Resonanz, die der Literaturpreis findet und bedanken uns bei allen Teilnehmenden herzlich, besonders bei jenen, die uns das Recht auf einen Abdruck ihres Beitrags gegeben haben.

Als Einrichtung der allgemeinen Weiterbildung in Baden-Württemberg, als Einrichtung in katholischer Trägerschaft, offen für alle Menschen und thematisch weit gespannt, werden wir weiterhin im Zwei-Jahres-Rhythmus unseren Literaturwettbewerb ausschreiben.

Ihnen wünschen wir eine anregende Lektüre.

*Dorothee Kluth*  
*Referentin für Öffentlichkeitsarbeit*

*Dr. Michael Krämer*  
*Leiter*

*Gabriele Pennekamp*  
*Vorsitzende*



<b>Vorwort</b> .....	3
<b>Begrüßung</b> .....	9
<b>Laudatio</b> .....	11
<b>Die ausgezeichneten Texte</b> .....	19
Walle Sayer .....	19
Anke Laufer .....	21
Anja Munding .....	25
<b>Weitere Texte</b> .....	27
Birgitt Flögel .....	27
Claire Horst .....	34
Gerhild Peters .....	37
Christine Pilot .....	42
Karin Posth .....	45
Thomas Weiß .....	46
<b>Bio-Bibliographie</b> .....	49
<b>Stuttgarter Hefte</b> .....	55





## **Programm**

**Beginn: 17.00 Uhr**

## **Begrüßung**

Gabriele Pennekamp, Vorsitzende

## **Musikalisches Zwischenspiel**

Little Hot Spot

## **Einführung ins Thema**

Dr. Michael Krämer, Literaturwissenschaftler

## **Musikalisches Zwischenspiel**

Little Hot Spot

## **Laudatio zum 3. Preis**

Lesung Anja Munding

## **Musikalisches Zwischenspiel**

Little Hot Spot

## **Laudatio zum 2. Preis**

Lesung Anke Laufer

## **Musikalisches Zwischenspiel**

Little Hot Spot

## **Laudatio zum 1. Preis**

Lesung Walle Sayer

## **Musikalisches Zwischenspiel**

Little Hot Spot

## **Schlusswort**

Gabriele Pennekamp



**Sehr geehrte Frau Laufer,  
sehr geehrte Frau Munding,  
sehr geehrter Herr Sayer,  
liebe Mitglieder der keb DRS,  
liebe Gäste,  
meine Damen und Herren,**

zum dritten Mal vergibt die keb DRS ihren Literaturpreis. Und sie tut dies aus der Überzeugung heraus, dass Bildung und Literatur eng miteinander verwoben sind.

Als Vorsitzende der keb DRS, mein Name ist Gabriele Pennekamp, ist es mir eine große Freude, Sie heute zu diesem Anlass begrüßen zu dürfen.

Ein besonderes Willkommen gilt unseren drei Preisträgern: **Anke Laufer** aus Tübingen, **Anja Munding** aus Köln und **Walle Sayer** aus Bierlingen bei Horb. Wir freuen uns, dass Sie heute bei uns sind und dass Sie nachher Ihre Texte lesen werden.

Ganz herzlich begrüße ich auch **die Band Little Hot Spot**, die unsere Preisverleihung musikalisch begleiten wird.

In diesem Jahr feiert die keb DRS ihren 40jährigen Geburtstag. Deswegen wird der Literaturpreis im Rahmen dieses Jubiläums verliehen.

Mensch.Werden.Lernen war das Thema unseres Literaturpreises, kein einfaches Thema, das haben wir an der Zahl der Einsendungen bemerkt. Wie wir aber gleichzeitig festgestellt haben, hat die Anzahl der Texte keinen Einfluss auf die Qualität.

Was uns im Vorstand der keb DRS besonders wichtig war: Es geht uns in jeder Beziehung um den Menschen, der ja immer nur als Mann oder Frau existiert. Es ging uns um Hoffnung und Zukunft – zwei Begriffe, die für die keb DRS von hoher Bedeutung sind. Und es ging uns darum, was jeder einzelne in formalen oder ganz individuellen Lernprozessen aus seinem Leben werden lässt.

Wie schon gesagt, für die Literatur kein einfaches Thema, aber offensichtlich doch ein lohnendes, wie die diesjährigen Preisträger zeigen.

Die Preisträgerinnen und der Preisträger wurden in einer Art „Blindverkostung“ ausfindig gemacht. Die Jury wusste also nicht, wer sich hinter welcher Chiffre verbarg. Als das Ergebnis dann klar war, haben wir uns selbstverständlich auch gefreut, dass Autorinnen und Autoren benannt wurden, die längst einen Ruf haben. Das ist auch ein Zeichen für die Qualität unserer Auswahl und gibt unserem Literaturpreis noch einmal eine neue Berechtigung.

Als kirchlich getragene Erwachsenenbildung sind wir dem Wort verpflichtet. Genau deshalb wurde der Literaturpreis einmal eingesetzt. Wir werden auch weiterhin im Zweijahresrhythmus diesen Preis vergeben, weil wir davon überzeugt sind, damit nicht nur der Literatur, sondern auch uns selbst eine Hilfe zu geben, die in ihrer Wirkung kaum absehbar ist.

Wir vergeben drei Preise. Die ersten beiden Preise sind mit einem Preisgeld versehen, aber der dritte Preis hat seinen eigenen Reiz: Wir bieten der Gewinnerin die Möglichkeit in einem unserer zum Teil klösterlichen Bildungshäuser drei Tage lang ungestört zu arbeiten oder sich Inspirationen zu verschaffen.

Zum Ablauf des Abends: Sie werden zunächst eine kleine Einführung in das Thema des Literaturpreises hören, danach die jeweilige Laudatio, verbunden mit einem Interview.

Jeweils unterbrochen durch Musik, werden nach jeder Laudatio die Preisträgerinnen und Preisträger ihre Texte vortragen.

Ich wünsche Ihnen beim Zuhören Genuss, Nachdenklichkeit und Freude. Und ich danke der Band Little Hot Spot, dass sie heute dabei ist, um der Sprache auch noch Töne hinzuzufügen.

*Gabriele Pennekamp  
Vorsitzende keb Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V.*



## **mensch.werden.lernen**

Anmerkungen zum Thema des Literaturpreises und zu den AutorInnen und Texten

Drei klangvolle Wörter sind es, die als Titel des diesjährigen Literaturpreises der keb DRS auftreten. Fraglich ist, warum sie durch einen Punkt getrennt sind. Warum heißt das Thema nicht einfach: Menschwerden lernen, wie in einer der Zusendungen gefragt wurde. Weil es genau darum nicht geht.

Die keb DRS hat diesen Dritten Literaturpreis zu ihrem 40jährigen Bestehen ausgeschrieben. Und die Beteiligten haben sich dabei überlegt, was Katholische Erwachsenenbildung ausmacht. Als Erstes kommt bei uns der Mensch ins Spiel. Und Menschen sind – als Frauen und als Männer – immer schon Menschen. Sie sind es von ihrem Beginn an. Nicht erst, wenn sie denken und sprechen oder lesen und schreiben können.

Gleichzeitig stellt sich die Frage, was Menschen unterscheidet von all den anderen Lebewesen. Henri Bergson etwa beschreibt den Menschen in seiner dreifachen Funktion als Homo loquax, homo ludens und homo faber, als Sprechenden, Spielenden und Fabrizierenden Menschen also. Aber es scheint so, als spielten auch Delfine, es scheint so, als bauten auch Schwalben eigene Wohnungen und als kommunizierten auch Ameisen miteinander.

Wenn wir also mehr wissen wollen, dann sollten wir, gerade wenn es um Literatur geht, im Reich der Sprache, im Bereich unserer Sprache bleiben und noch einmal genauer fragen. Das deutsche Wort Mensch trägt in sich etwas, das nicht einfach Mann meint, sondern das nach Memento und Anamnesis klingt, das also Gedächtnis und Erinnern wachruft. Nach diesem Befund ist der Mensch das Wesen, das über eine Erinnerung verfügt. Erinnerung aber ist keine Faktengenauigkeit. Erinnerung ist Konstruktion einer Vergangenheit, die es so nie gab – zumindest nicht genau so. Erin-

nerung stellt Zusammenhänge her und schafft aus der Retrospektive Verbindungen, die im Augenblick des Geschehens nicht da waren, und wenn sie da waren, nicht erkennbar waren.

Erinnerung ist also ein Spiel mit den Fakten und zugleich eine Zuwendung, die aus Liebe, Sehnsucht und Notwendigkeit geschieht: Weil Menschen beheimatet sein wollen, weil sie wissen wollen, woher sie kommen, weil sie daraus erkennen zu können glauben, wohin es mit ihnen geht und wer sie sind. Erinnern ist damit ein substantieller Bestandteil der Hoffnung, die uns Menschen Zukunft erschließt und die verhindert, dass wir einfach in Depression versinken angesichts der vergangenen Misserfolge oder gar Schrecken. Erinnern und Hoffen sind in diesem Sinne lebensnotwendig, und sie sind um des Menschen willen Geschwisterworte.

Wenn Erinnerung aus Liebe und Sehnsucht entsteht, dann ist sie auch Zuwendung zu all dem, was in der Geschichte der Menschheit verloren gegangen ist, vor allem zu all den bekannten und unbenannten Menschen, die im Prozess der Menschheitsgeschichte untergegangen sind. Dann ist sie ein Impuls etwas zu retten, das für Menschen immer unrettbar bleiben muss.

Der Mensch als erinnerndes Wesen ist ein Mensch, der sich seiner Zeitlichkeit bewusst ist, der heute lebt, seiner Vergangenheit immer wieder in jeder Gegenwart ansichtig wird und daraus eine Zukunft entwirft, die in ihrer Realisierung noch nie dem entsprochen hat, was entworfen wurde.

Dichtung, Literatur hat in diesem Zusammenhang eine besondere Bedeutung: Sie befragt die Bedeutung der Worte, lässt sie neu klingen, sie fragt nach ihrer Herkunft, sie stellt oftmals irritierende Zusammenhänge her, die sich nur spielerisch kreativ finden lassen. Es wird ja oft behauptet, Literatur habe seismographische Funktion. Wenn sie diese denn hat, dann in dem Sinne, dass sie Sprachbeben wahrnimmt und hinter diesen

Sprachbeben oft genug zu Recht Menschen Gefährdendes vermutet. In diesem Sinne ist Literatur auch erzählendes oder kristallin gewordenes Erinnern. Und sie stellt dadurch Verbindungen her, konstellierte auch auf ihre Weise Vergangenheit neu und öffnet sie damit für ihre Gegenwart. Am Beispiel eines Gedichtes unseres diesjährigen Ersten Preisträgers sei das kurz erläutert.

**Walle Sayer**  
**Morgenandacht**

Ein kalter Rauch  
hängt überm Tisch.  
Der Rest vom Brot  
ist hart geworden.  
Der Inselumriß  
eines Rotweinflecks.  
Und Hausspinnen,  
die sitzenbleiben  
auf dem Grund der  
leeren Gläser.

Auf den ersten Blick scheint dieses Gedicht die triste Stimmung nach einer Party wieder zu geben. Alles ziemlich verdreckt, öde, leer. So gelesen stellte der Titel nichts als eine leichte Ironie dar. Allenfalls ließen sich Rauch, Brot und Wein in der hier vorkommenden Weise als eine Art Satire auf Liturgisches lesen. Allerdings steckt in Andacht auch das Wort „Andenken“ und damit das Erinnern. Und auch das Erinnern geht den Wörtern Brot und Wein nach und landet bei den Spinnen, die auch faul geworden sind, (sitzen bleiben), dabei ist ihre Aufgabe doch eine andere: Sie spinnen und sie weben ein leichtes Geflecht (das Spinnweb), auch darin kann sich so manches verfangen. Wenn aber die Spinnen nicht mehr spinnen und weben, dann tut es an dieser Stelle das Gedicht, das ja ebenfalls Text ist, textura, Gewebe, in dem sich so einiges verfangen hat, an Wörtern und in den Wörtern mitgetragene Erinnerung. Brot und Wein, das waren doch einmal fast heilige Wörter – unter diesen Vorzeichen kulminierte im Christentum ein Gegenwart setzendes Erinnern,

aber: Das Brot ist hart geworden, vom Wein bleibt ebenfalls nur Eintrocknetes: Der Inselumriß.

Das Gedicht ist mit dieser Vorstellung nicht allein: In Werner Söllner Gedichtband „Der Schlaf des Trompeters“ findet sich folgender Text:

**Werner Söllner**  
**WAS BLEIBT**

Das Haus der Welt ist schlecht gebaut,  
ich sitze krumm und schief darin.  
Ach Sprache, meine stumme Braut,  
sag mir, wo ich zuhause bin.

Hier steht ein Bett, ein Stuhl, ein Tisch,  
da ist noch Brot und dort ist Wein.  
Was bleibt? Versteinertes Gemisch  
aus Sätzen vom Lebendigsein.

Der Sinn der Wörter ist die Haut,  
die langsam auseinanderfällt.  
Ach Sprache, meine stumme Braut –  
das Aug weint, was die Silbe hält.

„Was bleibt aber, stiften die Dichter.“, heißt es in einer Fassung des Mnemosyne-Gedichtes von Friedrich Hölderlin: Da ist sie wieder, die Mutter der Künste, die Erinnerung, Tochter des Uranos und der Gaia, von Himmel und Erde also, die Göttin der Erinnerung, die Erfinderin der Sprache und der Wörter.

Ähnlich wie Sayer ist allerdings Söllner skeptisch. Söllners Gedicht geht es ausdrücklich um Sprache: Das Bild von der Sprache als der Geliebten, hier Braut des Ich, ist eine alte Vorstellung, die in der Romantik oft genug genutzt wird. Die Sprache soll sagen, die Sprache soll heimisch machen, aber sie ist stumm (geworden). Das materiell Notwendige mag sie benennen: Bett, Stuhl, Tisch, in „Brot und Wein“ klingt mehr an, aber was da klingt sind eben doch nur Wörter und die Wörter haben ihren Realitätsbezug verloren.

Die Sprache, das Medium des Dichters und der Dichtung, stumm geworden, liefert Wörter, deren

Sinn äußerlich bleibt. Was bleibt, ist eben nicht mehr das große dichterische (und damit zeigende) Wort – dichten ist ja mit lat. dicere und griech. deiknymi (zeigen) verwandt, sondern die kreatürliche Äußerung unartikulierter Klage: das Weinen.

Auch dies Gedicht steht jedoch nicht allein, es ruft seinerseits ein älteres hervor, in dem noch einmal anders Brot und Wein zu Bedeutung kommen.

### **Georg Trakl** **Ein Winterabend**

Wenn der Schnee ans Fenster fällt,  
Lang die Abendglocke läutet,  
Vielen ist der Tisch bereitet  
Und das Haus ist wohlbestellt.  
Mancher auf der Wanderschaft  
Kommt ans Tor auf dunklen Pfaden.  
Golden blüht der Baum der Gnaden  
Aus der Erde kühlem Saft.  
Wanderer tritt still herein;  
Schmerz versteinerte die Schwelle.  
Da erglänzt in reiner Helle  
Auf dem Tische Brot und Wein.

Nicht nur ein Winterabend wird hier evoziert, es hat dieser Abend Festliches, Weihnachtliches beinahe. In einer älteren Stufe dieses Gedichtes klingt sogar das Kreuz an. Auch hier ist jemand unterwegs auf seinem Weg, er wird aufgefordert, still einzutreten.

Auch hier das Dunkle, der Schmerz, die Erinnerung an unrettbar Verlorenes, die vom Schmerz versteinerte Schwelle. Und im Kontrast dazu Brot und Wein „in reiner Helle“. Da haben Brot und Wein auf einmal klärende Qualität. Sie leuchten ins Dunkel und sie werden zum Focus für den, der den Raum betritt.

### **Friedrich Hölderlin** **Brot und Wein**

Rings um ruhet die Stadt;  
still wird die erleuchtete Gasse,

Und, mit Fackeln geschmückt,  
rauschen die Wagen hinweg.  
Satt gehn heim von Freuden des Tags  
zu ruhen die Menschen.

Das ist der Anfang von Hölderlins Hymne. Das klingt anders als bei Söllner und Sayer, es ist nahe an dem was Trakl schreibt. Auch hier ein Abend, die Menschen aber sind nicht verschmerzt, sondern satt von Freuden des Tags.

Es ließen sich noch eine Reihe anderer Texte benennen. Längst aber klingt gerade in Trakls Text auch das Abendmahl an, die Eucharistie, von der oben bereits die Rede war. Die Geste des Brotbrechens und Teilens, das Trinken aus dem Becher schafft eine aktualisierende, realisierende Gegenwart aus dem Erinnern. Es war den Menschen Verwandlung und Zukunft vor dem Akt des Erinnerns.

Und da nun das Erinnern sich seinen Weg bahnt durch die Geschichte und die Erfahrungen und Deutungen von Menschen durch die Jahrhunderte, kommen wir schließlich zu Demeter und Dionysos. Demeter, die ja niemand anderes ist als die „Mutter Erde“, die Spenderin des Kornes und damit des Lebens, und Dionysos, der Sohn der Persephone, der später von den Titanen zerrissen, noch einmal wiedergeboren wurde, und zum Gott des Weines wurde.

Unter den Namen von Demeter und Dionysos finden sich die ältesten Mysterienkulte Griechenlands, die bis weit in die römische Kaiserzeit hinein als „Orphische Kulte“ Anerkennung fanden.

Und so sehen wir an dieser Stelle, wie wir ausgehend von einem fast unscheinbaren Gedicht von Walle Sayer langsam durch die Geschichte fahren, dem eigenen Erinnern folgend, unserem kulturellen Gedächtnis (Assmann) nachgehend, einen Zeitraum von fast 3000 Jahren umgreifen mit Erfahrungen, die für Menschen immer wieder lebensbedeutsam und lebensdeutend waren.

Sprechen, der Mensch als Homo loquax, ist also zu jeder Zeit Erinnerung und Zukunftsentwurf, es ist Gegenwartskonstruktion auf der Basis dessen was war und versucht kommunikativ immer wieder neu, sich an einer Zukunft abzuarbeiten, die es nur als Frage kennt, nicht aber als Antwort. Und Literatur als in besonderer Form Gestalt gewordene Sprache weiß von Antworten auch nicht, viel aber vom Fragen und von Irritationen.

Sprechen in dieser Weise macht wirklich den Menschen zum Menschen, weil sie ihm ein Woher gibt und ein Wohin aufzeichnet, das offen bleibt wie der Augenblick, in dem sich Leben abspielt.

Der Homo faber in diesem Zusammenhang: Das ist derjenige, der nicht umhinkommt, sich in der Welt handfest einzurichten und das alles aber nicht vermag ohne Sprechen. Viele Sprachforscher sind heute davon überzeugt, dass die Notwendigkeit von Kommunikation der Ursprung unserer Sprache ist, dass Menschen schon früh darauf angewiesen waren, sich irgendwie zu verständigen in der Savanne, in die sie von den Bäumen herabgestiegen waren, um nun in größeren Gruppen zu leben, die durchs Lausen allein nicht mehr zusammenzuhalten waren.

Das Spiel ist wohl keine Eigenheit des Menschen, es ist das Prinzip, nach dem Evolution und damit Schöpfung geschehen ist und geschieht und das wir Menschen liebend gern übernommen haben, das sich auch in unserer Kunst und Dichtung widerspiegelt, das genauso aber kosmisch nachzuvollziehen ist: Sinnfreie Konstellationen, aus denen etwas entsteht, das plötzlich haltbar und damit sinnvoll ist.

Bei allem Menschsein ist einem Zeitwesen wie dem Menschen aber eben kein Sein verordnet, sondern ein Werden. Jeder von uns weiß, dass er nicht mehr derselbe ist, der er war – vor einer Woche, einem Jahr oder einem Jahrzehnt. „Ich bin, aber ich habe mich nicht. Darum werden wir erst.“ Das sind die ersten Sätze der Tübinger Ein-

leitung in die Philosophie von Ernst Bloch. Ja wir sind, sonst dächten wir nicht, ja wir haben uns nicht, sonst könnten wir über uns und unser Leben verfügen, aber genau das ist nicht der Fall. Und das Werden geht nun einmal nur im Miteinander – als Wir.

Werden aber ist ein Zukunftswort, ein Wort, das nach Aufbruch riecht. Es ist ein Wort, das ohne Hoffnung sinnlos ist. Und gleichzeitig wirkt vieles in die Zeit hinein, das an kein Ziel kommt, das gar vernichtend ist und destruktiven Charakter hat. Solches Werden ist oft geplantes Werden. Werden scheint in sich chaotisch zu sein, keinem Ziel gehorchen zu wollen. Werden gehört zum spielerischen Moment nicht nur des Menschen, sondern der Welt überhaupt. Alles wird immer anders, ob es dabei besser wird, ist die Frage.

Und dennoch wollen wir, dass es besser, dass es menschlicher wird in dieser Welt, und gleichzeitig wollen wir mehr und mehr – das Prinzip des Kapitalismus, der keine Stagnation mag und deswegen zur ständigen Übersteigerung neigt.

Beim Menschen aber steht das Werden in Konkurrenz zum Menschsein. Ich bin und werde dennoch. Und ich werde im Wir zu einem Anderen und hoffentlich Besseren.

„Nur war es ihm manchmal unangenehm, dass er nicht auf dem Kopf gehen konnte.“, heißt es bei Büchner in der Lenz-Erzählung. Das Unterste zu oberst kehren oder umgekehrt, das ist schon unsere Sache. Hoffend einem Morgen zuzugehen. Allerdings fügt Paul Celan dieser Aussage in seiner Bühnenpreisrede von 1960 hinzu: „Wer auf dem Kopf geht, hat den Himmel als Abgrund unter sich.“

Genau das ist das Problem des Werdens: Der Himmel als Abgrund, die Zukunft als leere Zeit. Aber damit kann sich Dichtung nicht zufrieden geben. Selbst wenn sie diesen Tatbestand klagend benennt, schreibt sie doch allein durch die Tatsache des Schreibens unentwegt dagegen an.



Damit kann sich auch die Erwachsenenbildung nicht zufrieden geben, vor allem eine Erwachsenenbildung, die sich orientiert weiß an den Hoffnungsmomenten der Geschichte, an Aussagen Jesu, an der prophetisch verheißenen Heimat für alle Menschen, die Christen mit dem Namen Gottesreich oder nach Johannes „Leben in Fülle“ benennen.

Tatsächlich erleben wir Zukunft als ungestillte Zeit, als ungestillt in ihren Verheißungen, so wie wir die Vergangenheit als ungestillt erleben in ihrer Unaufgehobenheit und ihren dunklen Seiten. „Der Himmel als Abgrund“ – das trifft auf unsere Menschheit vielleicht mehr zu als wir ahnen – wenn wir den Abgrund zeitlich verstehen, nicht als über uns, sondern als vor uns.

Bei der Literatur werden wir in diesem Zusammenhang keine Antworten finden, wenn wir nach dem Sinn des Werdens fragen. Sie kann beschreiben und erzählen, wie Werden war. Und sie ist damit schon wieder jenseits des Heute. Und wenn es um ein Morgen geht, so bleibt ihr nur die Frage: Warum endet das Leben mit dem Tod? Warum sind unsere Spiele nicht unendliche Spiele? Warum wird das Werden storniert? Literatur muss diese Fragen stellen, und wird sie nicht beantworten. Wer es versuchen würde, landete vermutlich im Kitsch. Manchmal blitzen Ahnungen auf, vorsichtig artikuliert, auch die bloß fragend oder auf den einzelnen Menschen hin – wie etwa in einem der preisgekrönten Gedichte von Anja Munding: „Im Herzen der offene Himmel“.

Werden – das bleibt ein Zukunftswort, aber es bleibt literarisch offen. Es ist gut, dass Literatur und Dichtung diese Frage offen halten. Es bleibt zugleich ein Ärgernis, dass es darauf keine Antwort gibt. Und natürlich kommen hier die Religionen ins Spiel. Auch sie haben keine definitive Antwort. Auch sie müssen fraglich bleiben, zielgerichtet fraglich. Auch ein „Gott vor uns“ (Metz) bleibt ein immer ganz anderer, sonst wäre er kein Gott.

Aber darüber nachzudenken, dass ohne Aufstand gegen den Tod und ohne Aufhebung vergangenen Leidens jede Gottesreich-Hoffnung, von der wir Christen sprechen, leer und sinnlos bliebe, das ist Sache des Christentums und seiner Konfessionen. Das ist die gefährliche Erinnerung der Christen.

Werden ist kein Zauberwort, aber ein Zukunftswort, doch nur, wenn es auch jene einschließt, die verloren gingen in der Menschheitsgeschichte.

Und wenn wir nun diese beiden Wörter zusammen bringen: Mensch und Werden, dann verbünden sie sich unversehens: Weil Menschen erst im Werden ihr Menschsein entfalten. Und dann wird im Erinnern doch wieder die Zukunftssehnsucht wach, dass auch morgen im Erinnern sich Neues erschließe für die Zeit die folgt, ohne Planbarkeit, aber mit der Hoffnung, dass Zukunft auch ein aktives Wort ist, dass also uns etwas zukommt, dass etwas auf uns zukommt. Vielleicht sogar sehr spielerisch und unerwartet.

Lernen. Das ist das verhassteste Wort in diesem Zusammenhang. Denn Lernen wollten wir doch nie, weil wir nur in der Schule gelernt haben. Die Erinnerung an Schule ist gerade für ältere Menschen mit viel Autoritätsgehebe verbunden, mit Zwangsinformationen, von denen wir nie begriffen haben, wozu sie gut waren, auch mit Formen religiöser Unterweisung, die zeitlos und wenig menschenfreundlich waren. Non vitae sed scholae. Nicht fürs Leben, sondern für die Schule haben viele von uns gelernt, auch wenn sie dann im Leben ganz unbemerkt vieles ganz anders gelernt haben.

Denn wir lernen ja unentwegt. Auch wenn wir das nicht so nennen. Wir sind, wie schon gesagt, nicht mehr dieselben wie vor 10 Jahren. Wir lernen durch Krisen und Schrecken, wie es z.B. in der Geschichte von Anke Laufer erzählt wird. Wir lernen durch Begegnungen und ganz schlicht im Alltag. Wir lernen durch Misserfolge und Erfolge. Wir lernen durch Menschen, denen wir begegnen und die wir mögen oder nicht mögen. Nur durch Glück ler-

nen wir wohl nichts. Vielleicht gibt es deswegen so wenig davon. Vielleicht singt Wolf Biermann deswegen: „Müsste der Strauch nicht des Glückes verdorren ohne des Leidens Wolkenbrüche.

Literatur, die nun wirklich nicht um des Lernens willen geschrieben wird, ist für uns ein Ort des Lernens. Wie schön fügt sich in einem Roman alles zusammen oder bleibt eben sehr fragmentarisch. Und wir kehren ins Leben zurück und sagen: Ja, so ist das. Und dann machen wir uns nach den Fragmenten und Zusammenhängen unseres Lebens umso agiler auf die Suche.

Aber wir lernen nicht das Menschwerden. Wir versuchen in der keb Orte zu schaffen, an denen Menschen sich als Menschen erleben können, an denen sie ihr Werden entdecken und entwickeln. Wir werden und wir sind, wir lernen und wir bleiben die, die wir sind und verändern uns und werden andere. Wir begegnen Menschen und werden zum Wir und entwickeln uns, wir spielen miteinander und daraus wird Neues.

Ich bin. Aber ich habe mich nicht. Darum werden wir erst. Drei Sätze, die das beschreiben, was wir in der keb täglich und immer wieder neu versuchen. Drei Sätze aber auch, die beschreiben, welchen Ort die Kunst, die Literatur hat. Und ich danke den Preisträgerinnen und dem Preisträger, dass sie an diesem Projekt beteiligt sind.

Ich beginne heute mit der Frau, der der Dritte Preis des Literaturpreises zuerkannt wurde. Anja Munding.

Anja Munding, Jahrgang '74 schreibt Gedichte, aber sie tut nicht nur das, sie ist auch sonst im kulturellen und religiösen Umfeld vor allem in Köln unterwegs. Sie arbeitet mit in der ESG, sie hat drei Semester in Tübingen studiert, Geisteswissenschaften, dann in Freiburg ihren Abschluss als GHS-Lehrerin und ihr Referendariat gemacht. Es folgte Köln, Regie-Arbeiten, Kindergarten, Schule, Arbeiten mit und für Menschen. Jemand also, die

gut in die Erwachsenenbildung, erst recht in kirchlicher Trägerschaft passen würde.

Eines der Gedichte für die sie den Preis erhalten hat lautet:

Mensch sein  
Hineingewoben  
in die Struktur dieser Welt  
verflochten mit Tier und Pflanze

und im Herzen:  
der offene Himmel.

Das Verwoben- oder Hineingewobensein, das spielt natürlich auf Text an. Text ist das Gewebe in dem wir alle stecken, die wir schreiben und lesen können. Fraglich ist, was die Struktur der Welt ist. Struktur ist ja ein eher gedichtfernes Wort. Es passt in einen soziologischen Aufsatz. Aber das Geflecht wird ja erläutert: Tier und Pflanze. Verwoben also in das Spiel des Kosmos, der Evolution, der Schöpfung.

Der Text bliebe eher kühl, wenn es bei diesen Bemerkungen bliebe, ein sehr irdischer Text. Es wäre Kitsch, wenn irgendein Herz benannt wäre. Das Gedicht zieht seine Kraft aus der letzten Zeile: Dass im Herzen der offene Himmel sei.

Hier nimmt Munding ein Motiv auf, das sie nicht selbst geboren hat, das sie aber auf neue Weise aufzeigt: Schon eben war ja von der Mnemosyne die Rede, der Tochter von Himmel und Erde. Gleichzeitig kommt mit der Verbindung von Herz und Himmel etwas Weiteres zur Sprache: Es ist die Geste der Mystik, die die Gottheit in die Seele holt oder die gar, wie Meister Eckhart sagt, die Enthöhung Gottes ins Innerste des Menschen sucht, damit Seele und Gottheit oder, um mit Munding zu sprechen, Himmel und Herz eins werden und offen sind – offen wofür? Das Gedicht kennt die Antwort nicht.

Anke Laufer, Jahrgang '65, veröffentlicht seit 2006 Prosatexte. Für ihre Kurzgeschichten und Erzäh-

lungen erhielt sie mehrere Stipendien und Auszeichnungen, darunter den Schwäbischen Literaturpreis 2007, den Deutschen Kurzkrimipreis 2009 und den Würth-Literaturpreis 2011. Im selben Jahr war sie Literaturstipendiatin der kolumbianischen Hauptstadt Bogotá. Anke Laufer lebt mit ihrer Familie bei Tübingen.

Anke Laufer beteiligt sich zum zweiten Mal an unserem Literaturwettbewerb. Beim letzten Mal wurde sie in die Reihe der besten 10 Texte aufgenommen. Nun bekommt sie den zweiten Preis unseres Literaturpreises. Sie hat uns einen Text geliefert, der die Jury dadurch überzeugt hat, dass er eine besondere Form jugendlichen Daseins beschreibt und erkundet. Das Blinken der Venus kennt jeder, aber wer kennt ihr Zwinkern?

Und was hat dieses Zwinkern mit dem Menschen, mit seinem Werden zu tun? Sie werden gleich eine literarische Gestalt kennenlernen, die so in der deutschsprachigen Literatur selten vorkommt. Kein Tschik, wie im vorletzten Jahr ein jugendlicher Held hieß, keine Abenteuergestalt, die sich nach außen wendet, einen jungen Mann stattdessen, der Sehnsucht hat nach Zukunft und mit dieser Sehnsucht fast gescheitert wäre. Ein jugendlicher Ritter von der traurigen Gestalt, die Windmühlenflügel sind seine eigenen trostlosen Gedanken, denen er bis in jedes gesagte Wort hinein ausgeliefert ist. Es ist eine Geschichte, die eine fast ethnologische Sensibilität für eine Jugend zeigt, von der oft genug die eigenen Eltern nichts wissen, eine Form des Menschseins wie des Lernens, die bis zum Schluss auf der Kippe steht.

Walle Sayer, Jahrgang '60, Banklehre, Zivildienst, Kindergartendienste, Kellnerarbeiten, seit 1984 als Dichter in der Öffentlichkeit, inzwischen 10 Bücher, unzählige Beiträge in Anthologien und Literaturzeitschriften, Mitglied im VS und im deutschen P.E.N.

Seit Anfang der 90er Jahre kenne ich Walle Sayer, habe ihn zu verschiedenen Lesungen eingeladen.

Nur muss gesagt sein: Lyrik ist – das hat uns schon Gottfried Benn zu verstehen gegeben – kein Kunstzweig, von dem man leben kann. Und so bleibt ihm bis heute ein Brotberuf, und hoffentlich gibt es immer mal wieder einen Preis, ein Stipendium, eine lukrative Sendung... Auch von ihm sei ein Gedicht, das die Jury besonders faszinierte, zitiert mit ein paar Anmerkungen.

### **Walle Sayer KARTONAGE**

Es braucht so wenig,  
fast nichts, und das Fastnichts  
ist nicht mehr als ein sperriger Karton,  
in dem die Gefriertruhe angeliefert wurde.

Mit dem gezackten Brotmesser  
Fensterläden ausgeschnitten und ein Türeck,  
durch das der Vierjährige hindurchpasst.

Eine Schutzhütte jetzt  
auf dem Weg vom Bett zum Schrank.

Die Herzkammer des Zimmers,  
ein Rückzugsort.

Polarstation, Kajüte, Einsiedlerhöhle, Basislager.

Als Lichtquelle baumelt die Taschenlampe  
am durchgezogenen Bindfaden.

Die Chipsvorräte reichen bis morgen,  
und Morgen und Abend  
sind die Ufer  
des Tages.

Mensch sein, Werden und Lernen – da ist alles versammelt, was es braucht. Ein Mikrokosmos als ganze Welt. Ein kindlicher Ort der Phantasie, der zugleich Ausgangspunkt aller Möglichkeiten ist, die das Leben bieten mag, selbst wenn nichts davon wahr wird. Aber spielerisch ist das und zugleich ganz genau, bis zum gezackten Brotmesser.

Brot braucht es nach Meinung der Kinder weniger, Chips sind zum Überleben allemal wichtiger.

Auch hier ist vom Herzen die Rede, von der Herzkammer. Die Wege sind noch nicht lang, der Dschungel ist das Kinderzimmer, und all das wird gestellt als „Fastnichts“ gegen die Vorstellung, dass nur ein Immermehr und Immergrößer das Menschheitsprojekt retten könne.

Und manchmal tut vielleicht die Erinnerung gut, dass wir als Kinder einmal Menschen waren, die in der Zukunft gelebt haben, eine Fähigkeit, die uns irgendwann im Leben abhanden gekommen ist.

Die keb DRS verleiht ihren Literaturpreis im Zwei-Jahres-Rhythmus. Sie tut dies auch, weil sie auf der Suche nach Verbündeten ist. Sie tut dies aber vor allem deswegen, weil wir in der keb um die Bedeutung der Sprache und des Sprechens, der Fantasie, der Erinnerung und der Hoffnung für unsere Arbeit wissen.

Auch in Zukunft wird dieser Preis im Zwei-Jahres-Rhythmus ausgeschrieben. Informationen dazu finden sie u.a. auf unserer Webseite [keb.drs.de](http://keb.drs.de).

*Dr. Michael Krämer*  
*Leiter keb Diözese Rottenburg-Stuttgart*

## WALLE SAYER

Das Sichtbare anschauen, wenn man etwas  
vom Unsichtbaren ahnen oder verstehen will.  
Walter Helmut Fritz

### ERWÄHNENSWERTES

Mit deiner Fernglaslupе  
sahst du nach dem Platzkonzert

bei den abgestellten Instrumenten,  
deren Glänzen reflektiert: den Käfer,

wie er verharrt am Trichterrand der Tuba  
und dann im Schlund verschwindet,

zum Gipfelpunkt der Tiefe,  
als hätte er eine Mission.

### ANFANGSHÖHE

Ein aufgelesener Apfel,  
einer vom Erntedankaltar oder  
ein verschrumpelter aus dem Keller,

wenn du den Butzen  
werfen kannst, hopfenleicht  
an leeren Schwalbennestern vorbei,

aus dem Stand heraus:  
über den Giebel eures Hauses,  
über das Dach deiner Schule hinweg.

### ALTERSSTUFEN

Ganz alleine  
über den Zebrastreifen gehen  
und nur aufs Weiße treten.

Wie ruckzuck schnell  
aus gepflanzten Kernen  
Sonnenblumen erwachsen,  
die bereits Körpergrößen überragen.

Diese bunten Schirmchen,  
mit denen Eisbecher verziert sind,  
sie sammeln, ohne zu wissen, wofür.

Der dort im Zidanetrikot,  
der kaum den Ball richtig stoppen kann,  
ihn aber an die Hauswand hindrischt,  
gegen das Garagentor donnert.

Das Zimmer pink streichen  
und sich so jemanden,  
der keine Vorbilder braucht,  
zum Vorbild nehmen.

## *KARTONAGE*

Es braucht so wenig,  
fast nichts, und das Fastnichts  
ist nicht mehr als ein sperriger Karton,  
in dem die Gefriertruhe angeliefert wurde.

Mit dem gezackten Brotmesser  
Fensterläden ausgeschnitten und ein Türeck,  
durch das der Vierjährige hindurchpasst.

Eine Schutzhütte jetzt  
auf dem Weg vom Bett zum Schrank.

Die Herzkammer des Zimmers,  
ein Rückzugsort.

Polarstation, Kajüte, Einsiedlerhöhle, Basislager.

Als Lichtquelle baumelt die Taschenlampe  
am durchgezogenen Bindfaden.

Die Chipsvorräte reichen bis morgen,  
und Morgen und Abend  
sind die Ufer  
des Tages.

## *WAS DER MEISTER HEUT ZUM LEHRLING SAGTE*

Hol den Fuchsschwanz,  
bring mir einen Kreuzschlitz  
und merk dir, wofür Schafsmist gut ist.

Diese Schmutzschicht,  
auch nur eine Art Patina.

In allem Flüchtigen den Zeitspalt,  
und aus der Kunscht die Kunst.

Bei Nachtfrost  
schützt ein Eismantel  
die Blüten vor der Kälte.

Antwortfragen,  
Frageantworten.

Laut Augustinus  
wär es jetzt jetzt.

### ANKE LAUFER

#### *Das Zwinkern der Venus*

Nach der Schule, auf dem Spielplatz unten am Fluss. Du sitzt auf der Schaukel und rauchst, aber du schaukelst nicht. Jemand könnte dich sehen, eine von Miras Freundinnen zum Beispiel. Es ist still, bloß ein paar Spatzen tschilpen und da ist der Schnee, überall. Eine Plastiktüte fliegt vorbei. Zwei Alte kommen hinter dem Lattenzaun den Weg entlang. Du kannst nur ihre Köpfe sehen. Beide starren sie in deine Richtung. Die Oma sagt was zu dem Opa. Die reden über dich.

Du wirfst die Kippe in den Schnee und ziehst deinen Vorhang aus schwarz gefärbten Haaren zur Seite und dabei verdrehst du die Augen, so dass man nur noch das Weiße sieht. Das hast du geübt. So siehst du aus wie ein Zombie. Dann schreiest du rüber: Früher hat man die Köpfe seiner Feinde auf Pfähle gespießt, aber Zaunlatten gehen auch.

Die beiden Köpfe gucken erschrocken und wandern schneller weiter, bis ihnen am Ende des Zauns plötzlich Hälse, Bäuche und Beine wachsen. Die zwei beeilen sich über die Brücke zu kommen, der Opa zerrt den Dackel hinter sich her, der aber nicht nachkommt, also packt der Opa ihn und trägt ihn unter dem Arm weiter wie eine große, haarige Wurst.

Klar, dass du denen Angst machst. Lang und mager wie du bist, strähnige Haare und bei der Kälte im T-Shirt. Hinter dem Hügel mit der Kinderschaukel nichts zu sehen als verwaschener Winterhimmel. Die Leute denken alle, dass du spinnst. Das braucht dir niemand zu erklären.

Gestern Abend hast du dir die Nägel schwarz lackiert. Sieht cool aus, hat Janis gesagt, es aber wahrscheinlich nicht gemeint. Der meint nie, was er sagt. Der sagt immer das, von dem er glaubt, dass es dir gefällt. Der ist kein richtiger Freund.

Du machst die Augen zu, presst die Lider aufeinander, fest. Fester. So wie früher, als du noch klein warst. Funken und Wellen aus Licht tauchen auf einer rot gefärbten Leinwand auf, wie im Kino, Batman und Robin, das waren richtige Freunde.

Beim Händewaschen hängt der Spiegel direkt vor dir. Du brauchst einen Moment, bis dir klar wird, dass du das bist, unter dem Glas da drin, und dass du dir selber ins Gesicht glotzt. Du gehst näher ran. Als du klein warst, da hast du deine Augenfarbe richtig cool gefunden. Außen der rauchblaue Rand, fast lila. Dann, nach innen zu, so ein sattes Goldgrün, wie das Flusswasser im Sommer. Wenn man genau hinsieht, kommt da noch ein graubrauner Ring, dann noch ein ganz dünner, der fast gelb aussieht, der liegt eng um die kleinen schwarzen Löcher, durch die alle Bilder in dein Hirn fliegen.

Aber später ist dir klar geworden, dass der ganze Mischmasch für die meisten Leute einfach bloß braun aussieht. Und dass nie einer nah genug an dich rankommt, um was anderes zu sehen. Nicht mal Mira.

Du siehst in den Spiegel und durch die beiden kleinen, schwarzen Löcher in dich rein, wo nichts ist, bloß schwarze Watte. Da drin findest du das Zeichen nicht, auf das du die ganze Zeit wartest, keine Chance.

Da musst du an den Hund denken, heute Morgen, vor dem Supermarkt. Du bist in der großen Pause rüber, hattest Lust auf eine Cola. Der Hund hat mit dem Schwanz gewedelt, als du näher gekommen bist. Zumindest der findet dich also normal, hast du gedacht. Das hat dir irgendwie gefallen, also hast du dich kurz umgesehen, alles gecheckt, aber da war keiner von den Kumpels in der Nähe, keine Freundinnen von Mira, keine Mira.

Da hast du zu dem Hund gesagt: „Na, du?“ und bist dir sofort total kindisch vorgekommen. Aber der Hund hat gejault und ist in deine Richtung gesprungen, obwohl er angebunden gewesen ist und die Leine ihn am Hals zurückgerissen hat, also hast du dich zu ihm runtergebeugt und ihn gestreichelt.

Plötzlich hat er ganz still gehalten, bloß gehechelt und dich angesehen. Unter der Hand hat sich sein Kopf so komisch angefühlt, das Fell fest über die Schädeldecke gespannt, hart und warm.

Und die Hundeaugen sind feucht und blank gewesen und ganz schwarz. Irgendwie traurig. So wie die Kinder aussehen auf den Plakaten von Brot für die Welt oder Caritas. So ein Hundeblick, der kommt gut an, wenn man bettelt, also werden die Fotografen wohl gezielt nach Kindern suchen, die das draufhaben.

Die Leute bleiben deswegen stehen oder lassen vielleicht sogar gleich was springen. Einen Wurstzipfel oder ein paar Euro. Oder sonstwas. Vielleicht sagen die Fotografen zu dem Kind: Guck jetzt mal wie der Hund da. Oder die bauen den Hundeblick direkt in das Kindergesicht ein, mit Photoshop oder so. Kriegt jeder hin, sogar mit einer alten Schrottkiste wie deiner, die ständig abstürzt.

Nee, der Hund war kein Zeichen. Der war bloß ein Trick. So wie der Geruch in Miras Haaren ein Trick war und die Art, wie sie dich angesehen hat, früher.

Am Mittagstisch. Du rauchst. Deine Mutter hat heute frei, sitzt gegenüber und redet über irgendwas. Sie hat Sorgenfalten im Gesicht. Du kriegst nichts mit, obwohl du dich anstrengst. In deinem Kopf geht alles durcheinander, die Drähte glühen. Du weißt nicht mehr, wann das angefangen hat: Die Leute quatschen und quatschen, machen die Münder auf und zu, aber sie könnten genauso gut in Kishuaheli mit dir reden, es kommt nichts an. Am Ende wird sie wütend. Immer wütender. Du könntest ihr sagen, dass es dir Leid tut. Oder auch, dass sie zehn Jahre älter aussieht, wenn sie das Gesicht so verzieht. Aber du lässt es bleiben. Früher hättest du so was gesagt, da hattest du noch Lust, dich mit ihr anzulegen.

In deinem Zimmer. Du liest Lovecraft. Der Flüsterer im Dunkeln. Kein billiger Horror und Splatterkram ist das, nein, das ist was ganz anderes. Lovecraft, der kann einem wirkliche Angst machen. Obwohl, richtig gruselig ist doch eher der Nachrichtensprecher, als du später vor der Glotze sitzt. Du könntest üben, so einen Blick drauf zu haben wie der. Ganz cool, ganz freundlich, egal, was der sagt. Der verkündet jeden Tag den Weltunter-

gang, aber keinem geht das auf die Nerven, keiner verfällt in Panik. Dem Nachrichtentyp, dem sagt keiner, dass er die Leute in Ruhe lassen soll mit seinem Horror-Scheiß. Dem sagt keiner: Wieso erzählst du uns das mit dem toten Kind im Gefrierschrank? Wieso nervst du uns damit, dass Verfassungsschutz, Payback und Google uns ausspionieren, dass die Ozeane leer gefischt sind und dass Unmengen von Plastik drin herumschwimmen, dass die Banken zusammenbrechen und die Nazis sich zusammenrotten und Leute plattmachen. Und weiß der Teufel was sonst noch. Am Ende gibt's die Wettervorhersage, als wär's eine Beruhigungspille, alles ist wieder cool, relaxt, du gehst in der Pause pissen und ziehst dir hinterher irgendeinen total überzogenen Actionscheiß oder eine Show rein.

Du rauchst. Du wartest immer noch darauf, dass dir einer ein Zeichen gibt.

Du denkst daran, was Mira gesagt hat. Dass das mit dir und ihr nicht mehr so ist, wie es sein soll. Ihre Freundinnen fragen sie schon lange, was sie mit so einem Freak wie dir anfängt. Sie sagt, ihre Freundinnen meinen das nicht so. Aber dass sie das schon irgendwie stört, wie du dich anzieht. Und dass, wenn man mit dir redet, immer so komische Sachen rauskommen. Sie sagt, das sei wie Achterbahnfahren. Erst große Aufregung, aber hinterher sei ihr kotzübel und schwindlig davon.

Sie sagt, dass sie mal wieder ganz normal quatschen will, mit einem, der nicht immer so abgefahrene Sachen sagt, so negatives Zeug, vor allem, wenn ihre Freundinnen gerade in der Nähe sind.

Im Bett. Da sind keine Augen, keine Blicke mehr. Keiner, der dich abcheckt. Selbst deine eigenen Augen sind zugeklappt, versuchen, alles auszusperren. Du glaubst nicht an Gott, du hast nicht mal ein Poster von irgendeiner Band an der Wand. Könnte sein, dass alles leichter wäre, wenn du an irgendwas glauben könntest. Alles käme dir logischer vor oder vielleicht bloß rosa angestrichen.



Keine Ahnung. Aber du könntest dir wenigstens einreden, dass dich einer bewacht. Der könnte Wache halten und du könntest schlafen.

So aber ist es bloß dunkel. Richtig finster. Das hältst du schlecht aus, also stehst du auf und ziehst das Rollo hoch.

Da ist dieser glitzernde Punkt, ein paar Zentimeter über der Mondsichel, und du fragst dich, was das ist. Sieht aus wie ein Flugzeug, bewegt sich aber überhaupt nicht. Du musst das wissen, jetzt sofort. Du schaltest den Computer ein, wartest, bis er hochgefahren ist, loggst dich ein und surfst eine Weile ziemlich planlos durch die Gegend. Aber dann landest du einen Treffer auf der Seite von irgendeinem Sternguckerverein.

Die Venus. Der Punkt da ist die Venus.

Du stehst wieder am Fenster, reißt es auf, siehst noch mal genau hin. Die Venus flackert wie eine winzige, kalte Flamme. Jetzt. Sieh dir das an. Sie zwinkert dir zu.

Es ist das Zeichen. Du guckst auf die Uhr, es ist halb vier. Du steigst in deine Jeans, deine Schuhe. Schleichst durch den Flur, ziehst die Wohnungstür hinter dir zu. Dann rennst du los, die Treppen runter, raus. Du brauchst ungefähr zehn Minuten für den Weg. Zeit genug. Könntest es dir noch mal überlegen. Aber der Countdown läuft.

Als du auf der Brücke stehst, zögerst du. Dein Atem macht kleine, weiße Wolken im Licht der Straßenlaternen. Du beugst dich über die Brüstung und siehst nach unten. Die Strömung sieht man nicht, auch nicht die langen Ranken der dunklen Wasserpflanzen, die sich drin bewegen. Deine Mutter hat dir früher Geschichten erzählt von dem Mädchen, das dort unten herumschwimmt. Einmal hast du es gesehen, als du noch ganz klein warst. Sie hatte keinen Fischschwanz, wo die Beine hätten sein sollen, aber ihre Haut glänzte so merkwürdig in der Sonne. Sie hatte silberne Schuppen, überall da, wo andere Mädchen Sommersprossen haben. Jedenfalls kam dir das so vor, damals. Sie schwamm eine Kurve

und verschwand unter der Brücke. Du hast dich von der Hand deiner Mutter losgerissen und bist auf die andere Seite von der Brücke gerannt, aber sie tauchte nicht mehr auf. Sie tauchte nie mehr auf, obwohl du danach immer auf sie gewartet hast. Bis du eigentlich zu alt warst, um noch an so was zu glauben.

Heute kriegst du sie garantiert nicht zu sehen.

Dafür ist es zu dunkel. Also machst du nicht lange rum.

Du guckst zur Venus hoch und sie blinkt und zwinkert noch einmal.

Spring. Spring endlich. Jetzt!

Die Kälte versetzt dir seitwärts einen flachen, harten Ruderschlag. Das Wasser schlägt dir die Zähne ins Fleisch, reißt an dir. Dann zerrt es dich weg, flussabwärts. Das ist das letzte, woran du dich erinnerst.

Du schlotterst. Du machst die Augen auf und guckst sofort in andere. Die sind eisblau mit grauen Sprenkeln.

„Hey! Bist du okay?“, fragt dich eine Stimme, von irgendwoher, dann noch mal und noch mal, immer wieder. Nervt, die Fragerei. Aber du kennst die Augen. Und die Stimme. Da fällt es dir wieder ein. Beides gehört zu Leni, eine von Miras Freundinnen.

Scheiße. Du machst die Augen wieder zu, als würdest du ihr die Tür vor der Nase zuknallen.

Auferstehung.

„Es ist scheißkalt hier“, ruft du und eine Krankenschwester bringt noch eine Decke, aber helfen tut das nicht. Du frierst weiter. Du wirst den Rest deines Lebens frieren als Strafe dafür, dass du die Sache mit dem Zeichen vermässelt hast.

Leni sitzt immer noch da. Du erinnerst dich einfach an gar nichts, also musst du Leni fragen, wohl oder übel.

„Kein Mensch kann sich vorstellen, wie du es bis ans Ufer geschafft hast, bei der Strömung.“

Als sie das sagt, läuft dir so ein Schauer über den Rücken, als wär sie Lovecraft, der dir etwas Unheimliches zuflüstert, das du eigentlich nicht hören willst. Könnte sein, dass du dich ganz dunkel doch an etwas erinnerst, das dir im Fluss begegnet ist. Da war etwas, aber du weißt nicht, was.

„Da hat dich dann ein Opa gefunden, der ganz früh mit seinem Dackel draußen war, weil er nicht hat schlafen können. Der war übrigens hier.“

„Wer?“, frage ich, weil ich immer noch überlege, was da war, draußen, mitten im Fluss.

„Na, der Opa. Wollte dich besuchen. Hat Schokolade mitgebracht.“

„Schokolade, echt?“

„Ja. Der ist richtig nett. Er hat gesagt, er hat dich gesehen, vor dem Supermarkt, wie du den Hund gestreichelt hast. Er meinte, wenn du Hunde magst, dann könntest du ja ab und zu mit seinem Dackel raus.“

Wahrscheinlich wirst du rot, aber Leni hört sich nicht so an, als ob sie sich über dich lustig macht. Nicht mal über den Opa. Also beschließt du so zu tun, als wär's die normalste Sache von der Welt, dass du mit dem Dackel von dem Opa Gassi gehen sollst. „Welche Sorte?“, fragst du und grinst.

„Der Dackel?“

„Ey, nein, die Schokolade.“

Ihr lacht beide gleichzeitig los und plötzlich ist die Sache wirklich ziemlich witzig.

„Vollnuss“, sagt sie, als sie wieder Luft bekommt. Da fällt dir noch etwas ganz anderes ein. „War meine Mutter da?“

„Was glaubst du denn? Tag und Nacht, vorhin ist sie nur mal kurz nach Hause, zum Duschen. Hat geheult vor Freude, als ich sie vorhin angerufen hab.“

Vielleicht ist es der Kälteschock, denkst du, deswegen fühlt sich alles ungewohnt und nagelneu an.

„Wie lange war ich weggetreten?“

„Fast drei Tage.“

Und dann platzst du mit dem allerdümmlichsten Satz heraus. „Und Mira? Wieso bist du da und nicht sie?“ „Wieso bist du gesprungen?“, fragt sie zurück, die Stimme mindestens so eisig wie dein tiefgefrorenes Hirn.

Du zuckst mit den Schultern. In ihren Augen ist das sicher alles Kinderkacke. Du willst jetzt nicht über den Nachrichtensprecher reden oder dass du keinen hast, der auf dich aufpasst, wenn du schläfst. Plötzlich kommt dir das ziemlich abgefahren vor, aber vielleicht kannst du ihr später alles erzählen. Immerhin war der Opa genau zur richtigen Zeit am Fluss. Und Leni hockt schon ewig an deinem Bett und rührt sich nicht von der Stelle. Damit hast du echt nicht gerechnet.

„Ich kann nicht mal besonders gut schwimmen“, sagst du zu ihr.

„Der Opa hat gesagt, dass man manchmal erst merkt, wie man am Leben hängt, wenn es einem an den Kragen geht. Dass man sich erst dann richtig wehrt.“

„Ich weiß nicht“, sagst du. Du hast immer noch das Gefühl, dass da draußen im Fluss etwas war, das dich gerettet hat. Aber die Version der Story, in der du dir selber geholfen hast, ist auch nicht schlecht. Vielleicht stimmen ja beide.

„Was denn?“, fragt sie. „An was denkst du?“

„Vollnuss.“

„Haha.“

„Jetzt gib schon her.“

Du freust dich wirklich, dass sie da ist, du die Schokolade mit ihr teilen kannst und dass der Opa eine Tafel im XXL-Format besorgt hat, denn ihr habt beide mordsmäßigen Hunger. Ihr quatscht weiter und stopft euch ein Stück Schokolade nach dem anderen rein.

Du freust dich wirklich.

Das wundert dich.

Hast dich schon lange über nichts mehr gewundert. Fühlt sich gar nicht so schlecht an.

#### ANJA MUNDING

auf amisenwegen  
versuche ich  
den anfang  
zu finden

während alle  
immer schon  
von zielen  
reden

#### *Mensch sein*

hingewoben  
in die Struktur dieser Welt  
verflochten mit Tier und Pflanze

und im Herzen:  
der offene Himmel

wenn du mich trösten willst  
komm in mein Haus  
trink mit mir den bitteren Wein  
iss von meinem Schmerzbrod

wenn du mich trösten willst  
bring mir keine Blume mit  
höchstens einen Grashalm

wenn du mich trösten willst  
lass dich ein auf mein Schweigen  
überschütte mich nicht mit Worten  
beschränke dich auf wenige  
und lass Raum zwischen ihnen

wenn du mich trösten willst  
schreck' nicht zurück  
vor meiner Verzweiflung  
du musst sie nicht berühren  
nur aushalten

wenn du mich trösten willst  
schau mich an  
und in deinem Blick  
werde ich Trost finden

lernen

lächeln

krabbeln

laufen

sprechen

das ABC

das 1x1

zurückgewiesen zu werden

Misserfolge zu haben

Schmerz auszuhalten

trösten

verlieren

loslassen

sterben

allein

gehe ich durch meine Tage

allein

bereite ich meine Mahlzeiten

allein

drehe ich meine Gedanken,  
führe Diskussionen mit mir selbst,  
lese mir meine eigenen Gedichte vor

allein

beobachte ich den Wechsel der Jahreszeiten

allein

kämpfe ich gegen meine Schatten

allein

bin ich weniger als ich

Du fehlst

### BIRGITT FLÖGEL

#### *Haus aus Holz*

Der alte Mann schlurfte bedächtig über die kleine Brücke, umrundete das Birkenwäldchen und stand schließlich vor dem Haus aus Holz. Hier hielt er gewohnheitsmäßig inne und schaute auf die schwarzen Löcher in der verblichenen gelben Bretterwand. Am Giebel waren bereits zwei neue Fenster eingesetzt worden, einflügelig, eigentlich nur riesige Scheiben. Sie töten das Haus, dachte er. Doch dann schüttelte er den Kopf. Ein Haus kann man nicht töten. Einen Menschen schon, aber ein Haus nicht. Er ging weiter, blickte noch einmal zurück. Die Fensterlöcher klafften wie riesige Wunden, in denen die Schwärze als geronnenes Blut stand. Wurde er langsam wunderlich? Sicher, das Haus hatte immer eine Bedeutung für Elisabeth und ihn gehabt, aber töten, nein, töten kann man Häuser nicht. Aber man kann ihren Charakter zerstören, ihre Aura. Jetzt lief er fast zurück in die „Neue Heimat“, in der die Plattenblockbauten vor sich hin bröckelten. Es fand sich kein Investor für dieses Wohngebiet und so wurden die ohnehin schon trostlosen Häuser noch trostloser. Fast jede zweite Wohnung stand bereits leer. Ich sollte meine Morgenrunde in die andere Richtung verlegen, dachte er, während er die Tür zur Edekalifiliale öffnete. Wie an jedem Morgen kaufte er zwei Brötchen und einen Liter Milch, die Packung Nektarinen ließ er sich aufschwätzen. Sie würden wieder schlecht werden. Ihm lag nichts an den neumodischen Früchten, er sammelte in den alten Plantagen die kleinen verschorften Äpfel, deren aromatische Süße seine Zunge pelzig werden ließ.

Die Hitze stand bereits in den Straßen, als er in die Kühle des Treppenaufgangs eintauchte. Das Haus schien verlassen, die meisten Bewohner waren zur Arbeit oder schliefen noch. Willi hatte er mit seinen Kumpanen im Wartehäuschen der Bushaltestelle stehen sehen, die Bierbüchse in der Hand, wie jeden Tag. Er war im dritten Stock angekommen, sein Atem ging stoßweise. „Wollen Sie denn ihre Wohnung nicht endlich tauschen?“, hatte ihn

Frau Pauline von gegenüber einmal gefragt, als sie ihn auf dem Treppenabsatz hatte verschnauften sehen. „Das Treppensteigen ist mein Jungbrunnen“, hatte er lächelnd entgegnet. Es war nur die halbe Wahrheit gewesen. Die Parterrewohnung, die seit einem halben Jahr leer stand, war ihm zu unsicher. Meistens wurde im Erdgeschoss eingebrochen. Er mochte Frau Pauline, die adrette Klavierlehrerin, deren Dienst erst um vierzehn Uhr begann. Oft hatte er sich ausgemalt, wie er sie zum Sonntagskaffee einlud – sie schien allein zu sein, wie er – hatte sich aber nie dazu durchgerungen. Er angelte nach dem Wohnungsschlüssel in seiner abgegriffenen Einkaufstasche. Als er in den Flur trat, meinte er einen Schatten im Wohnzimmer zu sehen. Er sah durch die geöffnete Tür, doch alles war wie immer. Nur die Gardine schwang leicht wie von einem Luftzug, obwohl die Fenster geschlossen waren. Er drehte den Schlüssel der Wohnungstür zweimal um, eine alte Angewohnheit aus der Zeit, als sein Sohn sich eines Morgens selbstständig auf den Weg in die Kinderkrippe gemacht hatte. In Erinnerung an die Aufregung musste er lächeln, es war fast ein halbes Jahrhundert her. Dann wurde er traurig. Sein Sohn hatte eine gute Stellung in Frankfurt, gleich nach der Wende war er rüber gegangen. Das war sicher richtig gewesen, aber sie sahen sich seitdem nur noch einmal im Jahr. Zu seinem Geburtstag kam Achim vorbeigerauscht in seinem schwarzen BMW. Der alte Malm schüttelte sich. Er hatte immer noch das eigenartige Gefühl, nicht allein in der Wohnung zu sein. Ich werde tatsächlich wunderlich, dachte er. Naja, wenn man achtzig wird, dann muss man wohl damit rechnen. Seinen Geburtstag im Herbst, den würde er dieses Mal mit seinen Kindern ganz edel feiern, vielleicht nahmen sich Achim und die Schwiebertochter sogar ein paar Tage Zeit für ihn. Mit kräftigen Schritten, die im Gegensatz zu seinen zögerlichen Spazierschrittchen standen, trug er die Einkaufstasche in die Küche. Da knackte es. Er fuhr herum. Der Junge stand im Flur. Sie starrten sich in die Augen. Angst traf Überraschung, aber schon war der Jun-

ge zur Tür gehuscht und drehte am Schlüssel. Es mussten die Gedanken an seinen Sohn gewesen sein, die dem alten Mann solche Energien verliehen. Mit überraschender Geschwindigkeit sprang er in den Flur und packte den Jungen am Arm: „Was suchst du hier?“ „Geld natürlich!“ Die Angst war dem Trotz gewichen, und der starrte dem Alten aus den Augen des Kindes entgegen. Sekundenlang hielt der alte Mann ihn fest, und beide waren überrascht von der Kraft, die in den alten Armen steckte. Dann wand sich der Junge und begann gleichzeitig zu treten. Der alte Mann ließ ihn los und im Bruchteil einer Sekunde war der Junge durch die Flurtür entschlüpft. Im Hinausrennen ergriff er die Schachtel mit den Nektarinen, die der alte Mann achtlos auf das Flurschränkchen gestellt hatte.

„Unverschämter Lümmel! Ich werde es deinem Vater sagen!“, rief er ihm nach, erntete aber nur höhnisches Gelächter. Ihm schwindelte und er musste sich setzen. Er fühlte, wie stark sein Herz klopfte, und presste die Hand darauf. Es ist nichts passiert, sagte er sich, um die Nektarinen war es nicht schade. Er würde einen Kontrollgang durch die Wohnung machen, ob irgendetwas fehlte, aber erst einmal wollte er sich ausruhen. Lange saß er in der kühlen Küche. Als er später durch die Wohnung ging, schien alles unberührt. Hätte er den kleinen Lümmel nicht überrascht, wäre ihm nicht aufgefallen, dass der in der Wohnung geschnüffelt hatte. Er wollte die Sache schon auf sich beruhen lassen, als er sich fragte, wie ein Zehnjähriger es geschafft haben konnte, in seine Wohnung einzudringen. Er würde also doch seinen Vater informieren müssen, damit er das Kind zur Rede stellte. Der Mann seufzte bei dem Gedanken. In den folgenden Tagen wagte er sich kaum aus dem Haus. Er vermisste seine Spaziergänge. Genau eine Woche nach dem Einbruch stand er vor der Tür der Familie. Kein Schild verriet den Namen. Sie waren erst vor wenigen Wochen eingezogen, und eigentlich hatte er den Jungen erst zweier oder dreimal gesehen. Öfter traf er die sehr junge

Mutter, die manchmal ein kleines Mädchen dabei hatte. Frau Hähme aus dem ersten Stock hatte sich über nächtlichen Lärm beschwert und war sehr verwundert, dass er nichts mitbekommen hatte. Aber die Studenten-WG über ihm war wohl lauter. Auch an der Klingel im Hauseingang stand nichts. Er quälte sich in den zweiten Stock zurück. Zu seiner Verwunderung bemerkte er nun, dass die Tür nur angelehnt war. Er klopfte erst zögerlich, dann kräftig. In der Wohnung rührte sich etwas, doch niemand hieß ihn eintreten.

Als Erstes stach ihm der Gestank nach Alkohol, Urin und etwas undefinierbarem in die Nase, noch bevor seine Augen im Halbdunkel die aufgerissenen Kartons erkannten, aus denen Kleidung und Geschirr quollen und sich durcheinander über den Flur in das Wohnzimmer ergossen. Vorsichtig stieg er über einen großen Topf mit der verblichene Aufschrift „Spagetti“, schob mit der Fußspitze einen ausgebliebenen Kinderpullover beiseite und stand vor der schmalen Küche. Auch hier war alles, selbst der Fußboden, vollgestellt. Am Küchentisch saß ein Mann, nur mit einer Unterhose bekleidet, und schlief. Sein Kopf lag auf den Armen, so dass man sein Gesicht nicht erkennen konnte. Der gewaltige Bauch ruhte auf feisten Oberschenkeln. Eine Bierlache und leere Büchsen verteilten sich auf dem Tisch. Dem alten Mann wurde übel. Er wollte schleunigst weg, aber er stolperte und riss eine Stehlampe um. Fast wäre er gestürzt. Während er sich aufrappelte, kam der aufgeschreckte Schläfer aus der Küche gepoltert. „He, was machst’ n du in meiner Wohnung, Freundchen?“ Der Alte blickte hoch in ein rot aufgedunsenes Gesicht.

„Entschuldigen Sie, ich hatte geklopft, aber niemand hatte geantwortet. Und da die Tür nur angelehnt war, bin ich herein gekommen.“

„Das is Hausfriedensbruch. Seit wann ist das ‘ne Aufforderung rein zu kommen, wenn die Tür aufis!“ Die Stimme des Mannes klang drohend. Der alte Mann fuhr zusammen. Ein Kleinkind begann zu schreien. „Entschuldigung, ich wollte nicht eindringen.“ „Willst mir weismachen, du hast dich in

der Tür geirrt. Nich mit mir, Alter!“ Die Angst in seiner Stimme schien den Trinker noch mehr zu reizen. Das Kind schrie lauter. „Nein, ich wollte zu ihrem Sohn. Entschuldigen sie nochmals.“

Der alte Mann machte kehrt, um zu gehen. Mit diesem ungehobelten Klotz würde er nicht über den Einbruch reden. Wenn ein Vater so aussah, dann konnte man nichts an Erziehung erwarten. Aber der Trinker versperrte nun den Ausgang. „Hat der verfluchte Bengel wieder mal Scheiße gebaut?“ Die Augen des Mannes lauerten listig, und das schnürte dem alten Mann die Kehle zu. „Hat er geklaut? Los, sag schon!“ Beunruhigt sah der Alte zu der Tür, hinter der das Kleinkind nur noch wimmerte. „Wir hatten ein Gespräch, das wir nicht zu Ende führen konnten. Aber wenn er nicht da ist.“ ... „Häh!“ Der Mann stierte ihn an. Ein Handy klingelte und er stolperte in die Küche zurück. Schnell schlüpfte der alte Mann aus der Wohnung. Eilig hastete er die Treppe hinauf, verschloss die Wohnungstür hinter sich und setzte sich in die kühle Küche. Er musste erst wieder sein wild klopfendes Herz beruhigen.

Der August kam und mit ihm ein neuer Hitzeschub. In der Nacht musste der alte Mann alle Fenster öffnen, um die am Tage aufgeheizte Wohnung abzukühlen. Die Studenten waren verreist und nun hörte auch der Alte das nächtliche Treiben der neuen Mieter. Manchmal wurde bis zum Morgen gegrölt, gejuchzt und gerumpelt, dann wieder hörte er eine schrille Frauenstimme und Türen schlugen. Er fragte sich voller Sorge, wie der Junge und das kleine Mädchen bei all dem Lärm schlafen konnten.

In dieser Nacht herrschte Grabesstille im Haus und der alte Mann seufzte erleichtert. Es war bereits Mitternacht vorüber, aber der Schlaf stellte sich nicht ein. Er grübelte über sein Lieblingsthema, seinen bevorstehenden Geburtstag. Er hatte sich von zwei Gaststätten die Speisekarten besorgt, aber so richtig hatte er keine Lust, in irgendeinem Restaurant zu sitzen. Viel gemütlicher hatten sie

es doch zu Hause. Er könnte vorkochen und einfrieren. Seine Rinderrouladen hatte der Junge immer gemocht. Dazu dann die leckere Sahnesauce aus dem passierten Gemüse und vielleicht etwas Spargel. Er hatte sich entschieden. Eine Buttercremetorte könnte er beim Bäcker bestellen und eine Erdbeerfruchttorte würde er selbst zustande bringen. Mit diesen Gedanken schlief er zufrieden ein. Er erwachte von der schrillen Stimme der Frau. Dann hörte er eine Tür knallen, dann noch eine, dann schlug etwas auf und immer wieder das Kreischen der Frau. Der Alte setzte sich verwirrt auf und machte Licht. Es war kurz vor Eins, er hatte noch keine Stunde geschlafen. Man sollte die Polizei rufen, dachte er verärgert. Er trank hastig ein Glas Wasser. Als er zurück in die Schlafstube kam, war der Lärm verstummt. Eine Weile lauschte der Alte skeptisch in die Nacht hinein. Aber es blieb ruhig und als eine halbe Stunde später der Notarztwagen vor dem Haus hielt, schlief er bereits fest. Am nächsten Morgen traf er die Hähmel im Treppenhaus. „Haben Sie den Lärm heut Nacht gehört!“, überfiel sie ihn gleich mit entrüsteter freudiger Miene. „Nur kurz, nicht so richtig.“ „Heute Nacht war’ s ganz schlimm. Der Notarzt hat die Frau mitgenommen.“ Eine Wohnungstür schlug auf und der Junge kam heraus. An der Hand führte er das kleine Mädchen. Ohne die zwei Alten eines Blickes zu würdigen stieg er die Treppen hinab. „Sag deinem Vater, dass ich nächstes Mal die Polizei rufe!“, keifte ihm die Hähmel nach. „Sag’s ihm selbst!“ Die Haustür knallte ins Schloss. Bedeutungsschwer sah die Frau den alten Mann an: „Auch noch unverschämt werden. Das ist ein Gesindel! Asozial. Wir sind hier nicht mehr sicher!“ Der Anblick des Jungen hatte in dem Mann etwas angerührt. Es tat weh, dort in der Gegend, wo sein Herz schlug, und er fühlte sich matt. „Man kann nicht viel tun!“, seufzte er.

„Oh doch, man kann. Ich rufe die Polizei, wenn ich noch einmal nachts geweckt werde!“ „Ich meine für die Kinder. Die können ja schließlich auch nicht

schlafen!“ Langsam stieg er die Treppen hinab. Er ging zu dem Holzhaus. Alle modernen Fenster waren eingesetzt worden, und dem nicht genug, hatte der neue Besitzer begonnen, die alten Obstbäume in dem verwilderten Garten zu roden. Traurig stand der alte Mann an dem silbergrauen Lattenzaun. Dieses Häuschen war der Traum Elisabeths gewesen. Damals, als sie frisch in die „Neue Heimat“ eingezogen waren, hatten sie es auf einem ihrer Spaziergänge entdeckt. Sein Junge war gerade erst ein paar Monate alt gewesen und Elisabeth hatte sich sofort in das sonnengelbe Haus verliebt. Hier müsste unser Junge aufwachsen können, seufzte sie, und von da an war es ihrer beider Traum, das Haus zu bewohnen. Doch als Eisenbahner und Bibliothekarin hatten sie kein großes Vermögen ansparen können, und so bekam ein älteres Ehepaar das Haus. Als es erneut zum Verkauf anstand, kurz vor dem Abitur des Jungen, war Elisabeth schon schwer krank, und mit Elisabeth begrub er den Traum vom Haus aus Holz. Am Abend saß der alte Mann im Wohnzimmer über einen Briefbogen gebeugt und schrieb an seinen Sohn. Er schrieb, dass er ihn ganz herzlich zum Geburtstag einlade, natürlich auch die Schwiegertochter, und da es der achtzigste sein würde, hoffe er sehr, dass sie ein wenig Zeit mitbrächten. Und dann beschrieb er, wie das Haus aus Holz sich verändert hatte. Der Junge wusste, welches er meinte, er hatte mit seinen Eltern den gleichen Traum gehegt. Als er den Brief sorgfältig faltete und in den Umschlag steckte, begann es in der unteren Wohnung laut zu werden. Der Alte seufzte. Es war erst zehn Uhr, das konnte ein langer, schlafloser Abend werden. Er schaltete das Fernsehgerät ein, aber der Krimi war ihm zu kompliziert und der Polit-Talk langweilte ihn. Kaum verstummte das Fernsehen, drang aufreizendes Frauengelächter zu ihm herauf. Hoffentlich bleibt es so freundlich, wünschte er sich und ging in die Küche, um die Zeitung zu holen. Als um halb zwölf der Lärm unter ihm eine einzige Zumutung geworden war, hoffte er, die Hähmel würde ihr Versprechen halten und die Polizei

rufen. Er schloss alle Fenster und zog seinen Schlafanzug an. Dumpfe Basstöne drangen in sein Schlafzimmer. Er seufzte. Ich werde mir ein Bier genehmigen. Er hatte für den Geburtstag einen kleinen Vorrat im Keller angelegt, Flasche für Flasche hatte er das Bier gekauft und in den Keller gestellt. Er konnte nicht mehr schwer tragen. Er ärgerte sich, dass er nicht wenigstens eins mit in die Wohnung hinauf genommen hatte. Seufzend zog er seinen Bademantel über und stieg die vielen Stufen zum Keller hinab. Vor der unteren Wohnung schwoll der Lärm an und eilig stapfte er daran vorbei. Im Keller brannte die trübe Glühbirne, jemand hatte wohl vergessen, sie auszuschalten. Er holte sich sein Bier, verschloss den Keller sorgfältig und löschte das Licht. Da hörte er den spitzen Aufschrei eines Kindes, der sogleich erstickt wurde. Erschrocken blieb er stehen. Dann wendete er sich langsam um. Er knipste das Licht an und tappte zurück zur Gittertür seines Kellers. Während er das Schloss prüfte, sah er unauffällig durch die Nebentür, die den neuen Mietern gehörte, aber in dem schwachen Licht konnte er nur Umrisse erkennen. Trotzdem wusste er, dass er nicht allein im Keller war. Er ging zurück zur Treppe, zögerte kurz und löschte das Licht erneut. Diesmal hörte er keinen Laut. Er stieg die Treppen hinauf. Die Kinder sollten nicht merken, dass er sie entdeckt hatte. Am nächsten Morgen hatte er es seit Jahren zum ersten Mal wieder eilig, aus der Wohnung zu kommen. Und bevor er das Haus zu seinem Spaziergang verließ, schaute er in den Keller. Die Kellertür der neuen Familie war unverschlossen. Hinter übereinander gestapelten Kartons fand er das Lager der Kinder, zwei übereinander gebreitete Decken und zwei kleine, bunte Kissen. Er lächelte. Er fühlte Erleichterung. Ja, der Junge wusste sich zu helfen. Er ging nicht mehr zu dem Haus aus Holz. Er ging in die andere Richtung und kam in ein Wohngebiet mit neu errichteten Einfamilienhäusern. Interessiert schritt er durch die kurzen Straßen, junge Pflanzen spalierten zwischen schmucken Häusern und Carports, ab und zu sah er eine kleine Sandkiste oder Schaukel. Schwer



vorstellbar, dass auf diesen aufgeräumten Grundstücken ein Kind spielen konnte. Keine Freude mehr, heute ein Kind zu sein, dachte er gerade, als er das Haus am Ende der Straße entdeckte. Sein Herz begann vor Freude zu klopfen. Da stand es, warm und gemütlich, ein nagelneues, weißes Holzhaus mit grünen Fenstern. Schön, flüsterte er, und neben dem Haus war ein alter, breit ausladender Fliederbusch stehen geblieben. Grüne Bohnen, bunte Dahlien und eine riesige Kürbispflanze mit gelben Früchten leuchteten hinter dem Holzzaun. Schön, dachte der Alte wieder, und: Das gibt es also auch noch. Richtig fröhlich war er, als er in den kleinen EdekaMarkt ging. Er sah die Nektarinen und musste an den Jungen denken und an sein Versteck. Er nahm eine Packung davon und auch noch eine Tafel Schokolade und stellte beides neben das Lager der Kinder. Am nächsten Morgen eilte er in den Keller. Nektarinen und Schokolade waren samt Verpackung verschwunden. Er fühlte ein kleines Glücksgefühl in der Gegend, wo sein Herz schlug, und schwungvoll machte er sich zu seinem Spaziergang auf. Diesmal ging er auf direktem Weg zu dem neuen Holzhaus und danach zum ersten Mal in den großen, saubereren Supermarkt, vor dem er sich immer etwas gefürchtet hatte. Aber die Lebensmittel waren viel übersichtlicher und appetitlicher angeordnet, als in der engen Filiale. Es gab sogar belegte Brötchen, und er ließ sich zwei davon einpacken. Schließlich fand er in der Fleischabteilung Rinderrouladen im Angebot. Die würde er gleich heute zubereiten und einfrieren. Am Obststand lockten sieben verschiedene Apfelsorten zum Kauf. Er konnte ja mal eine probieren. Er nahm eine Tüte voll roter, glänzender Äpfel, sie sahen wie poliert aus, und den Kindern würden sie gefallen. Er fand sogar noch eine Spielzeugabteilung und konnte einer kleinen Puppe mit langen blonden Zöpfen nicht widerstehen. Lange stand er vor einer Reihe von Spielzeugautos, aber er hatte Scheu, dem Jungen eins zu schenken. Vielleicht spielte der schon längst nicht mehr mit Autos und wäre beleidigt. An diesem Tag sah es weihnachtlich im Keller aus, ob-

wohl es erst Frühherbst war und der alte Mann bereitete summend seine Rouladen zu.

Die junge Mutter kam aus dem Krankenhaus zurück und der Alte atmete auf. Er machte sich auf die Suche nach einer leckeren Geburtstagstorte und aß Probe in den umliegenden Bäckerläden. Das machte Spaß und er wünschte oft, er wäre nicht allein dabei. Er legte täglich Lebensmittel in den Keller, und jeden Morgen waren sie verschwunden. Einmal traf er den Jungen im Treppenhaus und er ging mit klopfenden Herzen an ihm vorüber, aber der Junge beachtete ihn nicht. Es nagte an seinem Herzen. Als er dem Jungen nachsah, bemerkte er die viel zu enge Hose. Sie schnürte den Bauch des Kindes ein und bedeckte nur halb seine Knöchel. Zugleich wurde ihm klar, wie viel Probleme der Junge haben musste. Es war närrisch, von dem Jungen gute Manieren zu erwarten, wie es die Hähmel tat.

Sein Geburtstag war einer jener goldenen Oktobertage, die das Herz erwärmen und gleichzeitig an die Endlichkeit des Daseins erinnern. Der alte Mann wirtschaftete seit den frühen Morgenstunden. In der blitzblanken Wohnung schob er den Tisch vor das große Wohnstubenfenster und richtete auf weißem Damast Kuchen und Torte an. Er würzte die Soße nach, stellte in der Küche alles fürs Abendessen bereit, damit er es nur aufzuwärmen brauchte, und polierte die lange nicht benutzten Römergläser, bis sie funkelten. Er ging noch einmal in den Blumenladen und kaufte rote Rosen, die er in der Kristallvase auf dem Tisch platzierte. Seine Ungeduld machte ihn zappelig, und er schälte noch zwei Kartoffeln nach. Da schrillte das Telefon. Die Schwiegertochter gratulierte ihm und der alte Mann begann zu zittern. Dann kam es: Sie hätte schon die ganze Zeit versucht, ihn zu erreichen und ob er schon mit seinen Freunden zum Frühschoppen gewesen wäre. Leider könne Achim heute nicht kommen. Ein Kollege sei erkrankt und er müsse ihn auf der Messe vertreten. Er verstehe das sicher, denn Arbeit sei Arbeit und in der heutigen Zeit müsse man doppelten Einsatz zeigen. Sie

würden ihn demnächst besuchen kommen und dann würden sie das Fest eben nachholen. Und Achim fragt, von was für einem Haus er denn da geschrieben habe, er werde auf seine alten Tage doch wohl kein Haus mehr kaufen wollen!

Der alte Mann stand lange mit dem Hörer in der Hand am Fenster. Draußen kamen Väter von der Arbeit heim und suchten nervös nach Parkplätzen. Der Alte sah es, aber die Bilder erreichten ihn nicht. Er fühlte ein großes, schwarzes Loch an der Stelle, wo sein Herz schlug. Er blickte zu dem gedeckten Tisch, die achtzig leuchtete in roter Zuckerschrift auf der Torte und die Sahne wurde langsam flüssig. Plötzlich rannte er in die Küche. Er holte ein großes Tablett, dort quetschte er alles drauf: Rouladen, Spargel, Knabbergebäck, die Torte mit der Achtzig. Beim Versuch, die Erdbeertorte zu zerteilen, landete sie auf den Küchenfliesen, und der Kristallteller zersprang in tausend Scherben. Es war ihm egal. Er hastete in den Keller. Er hätte fast die Kinder vergessen! Im Keller versuchte er, die durcheinander gewirbelten Speisen appetitlich herzurichten, aber seine Hände zitterten so sehr, das der Schaden nur noch größer wurde. Er hatte die Trinkpäckchen vergessen und eilte in seine Wohnung zurück. Er übersah die Erdbeertorte auf dem Boden, glitt aus und stürzte. Minutenlang war sein Gehirn vom Schmerz vernebelt. Als der Schmerz endlich nachließ, versuchte er sich langsam aufzurichten. Aber erneut stach es mit solcher Heftigkeit durch Bein und Hüfte, dass der alte Mann laut aufschrie. Niemand hörte ihn. Alle Fenster waren geschlossen. Das Telefon lag, für ihn unerreichbar, im Wohnzimmer. Vorsichtig streckte er sich aus, Zentimeter für Zentimeter näherte sich sein Oberkörper den kalten Fliesen. Er hoffte, dass der Schmerz sich geben würde, damit er sich zum Telefon schieben konnte. Am Abend begriff er, dass es eher schlimmer wurde, und nach der schlaflosen Nacht gab er die Versuche, das Telefon zu erreichen, erst einmal auf. Erschöpft fiel er in einen unruhigen Schlummer, in dem verschiedene Traumbilder durch sein Gehirn jagten: Er sah den

Jungen von unten, der wendete ihm den Rücken zu. Er wollte ihm in die Augen sehen, doch der Junge drehte sich nicht um. Er versuchte zu rufen, aber aus seinem Mund drang kein Laut. Doch plötzlich ging der Junge in die Hocke und sah zu ihm hoch. Er erschrak. Aus dem Kindergesicht sahen ihn die blauen Augen seines Sohnes an, aber Achim war erst sechs Jahre alt. Er wusste, dass Achim traurig war, und das tat ihm sehr weh. Er erwachte. Das Kindergesicht verschwand, er starrte wieder auf die Bilder an der gegenüber liegenden Wand, vier Bilder, die nacheinander Frühling, Sommer, Herbst und Winter auf einer Wiese darstellten. Der Schmerz an der Stelle, wo sein Herz schlug, blieb und stand dem in der Hüfte kaum nach. Er versuchte, sich Achims Traumgesicht zurück zu rufen und plötzlich kam die Erinnerung. Es war kurz nach Weihnachten gewesen. Sie hatten Achim die sehulich gewünschte Modelleisenbahn geschenkt und der Junge wollte sie mit dem Vater aufbauen. Aber immer kam etwas dazwischen und an diesem Abend, wo sie bereits begonnen hatten, hatte sich plötzlich Besuch eingefunden, sein Schwager oder war's der Nachbar? Er wusste es nicht mehr. Aber an die unglücklichen Augen seines Sohnes konnte er sich erinnern. Achim hatte ihn danach nie mehr um Hilfe bei der Eisenbahn gebeten, und er war darüber erleichtert gewesen. Er musste oft Überstunden machen, man half sich im Bekanntenkreis gegenseitig beim Renovieren. Nur einmal hatte er sich noch vorgenommen, dem Jungen zu helfen, als er die schiefen Modellhäuschen sah, die der Junge geklebt hatte, aber er war wohl doch wieder davon abgekommen. Der alte Mann war traurig. Er hatte immer für die Familie gelebt, die vielen Überstunden, die Schufferei im Kleingarten, das war doch alles nur für Elisabeth und den Jungen gewesen. Vielleicht ist es nur eine logische Folge, dass ich hier so liege, allein und verlassen. Woher sollte der Junge wissen, wie sehr ich ihn liebe. Eigentlich hatte Elisabeth ihn großzügig gezogen, und als sie sie beide verließ, waren sie sich längst fremd. Seine Mutter, wenn sie noch

lebte, würde der Sohn öfter besuchen, da war er sich sicher. Ihn schmerzte es um die vielen ungenutzten Stunden, die er mit seinem Sohn hätte verbringen können. Dann wären sie sich nahe gewesen, dann hätte er zu seinem Achtzigsten nicht allein in der Küche gelegen, hilflos und vom Schmerz zermartert. Er hatte schon vor Stunden zu zittern begonnen, obwohl es nicht kalt in der Küche war. Der Tag tropfte dahin und er fragte sich voller Panik, wie lange es dauern würde, bis er sterben durfte. Denn dass er sterben würde, das war ihm schon in der Nacht klar geworden und er wünschte nur, dass es nicht zu qualvoll würde. Er hatte nichts mehr vom Leben zu erwarten, aber dieser Durst, dieser unmenschliche Durst schwoll von Minute zu Minute an. Er hätte einen See ausschürfen mögen. Als er aus der Erschöpfung aufschreckte, war draußen tiefdunkle Nacht. Wie lange hatte er geschlafen? Kam schon der Morgen? Seine Beine fühlte er nicht mehr, aber dafür umso mehr diesen höllischen Schmerz. Er schmeckte Blut auf seinen aufgerissenen Lippen und Verzweiflungstränen rannen seine Wangen hinab. Er versuchte zu beten, aber er hatte es sein ganzes Leben nicht getan, also war es lächerlich, einen Gott anzurufen, an den er nicht glaubte. Trotzdem kamen die Worte von allein: „Hilf mir, mein Gott, hilf doch!“ Er dachte an Elisabeth, himmlisch die Vorstellung, sie in irgendeinem Paradies wieder zu treffen. Dann lag er in dem Schützengraben, in dem er als Neunzehnjähriger Todesangst gelitten hatte. War es die Stimme seines Bruders, die ihn jetzt rief? Er hätte ihn nicht zurücklassen dürfen. Erwins Beine waren abgerissen, aber er lebte noch, sein großer Bruder lebte und hatte ihn noch kurz zuvor getröstet, wie früher, wenn sie zu tief in den Wald geraten waren. Und er hatte ihn einfach liegen lassen, seinen schreienden Bruder mit den todwunden Augen. Sicher, er hätte niemals überlebt, aber er wäre wenigstens nicht so allein krepirt wie ich jetzt, fuhr es in ihn.

„Alter Mann, was ist mit dir?“ Die Tür fiel ins Schloss. Er rührte sich nicht. Er war hellwach, aber

er wollte die Augen nicht öffnen. Ich phantasiere, dachte er verzweifelt. Das Licht wurde eingeschaltet und er kniff die Lider zusammen vor der hellen Flut, die in den Augen schmerzte. „Bist du tot?“ Der Junge klang angespannt. Der Alte riss die Augen auf und sah die Angst des Jungen. „Noch nicht ganz“, flüsterte er heiser. Mit einem Satz war der Junge am Telefon. Der alte Mann wollte ihm die Nummer zurufen, aber schon hörte er, wie der Junge fachgerecht einen Rettungswagen bestellte. Er hat da Übung, dachte der alte Mann froh. Dann kam der Junge mit der Bettdecke aus dem Schlafzimmer und schob ihm ein Kissen unter den Kopf. Und obwohl ihn der Schmerz bei der Berührung mit dem Jungen fast zerriss, lächelte er glücklich. Dann fühlte er ein Glas an den Lippen und trank gierig das Wasser. Der Junge setzte sich neben ihn: „In ein paar Minuten sind sie hier.“ Sehnsüchtig sah er zum Fenster. „Wie bist du herein gekommen?“, fragte der Alte heiser. Der Junge sah ihn spöttisch an: „In diesem Haus knacke ich jede Tür.“ Es klang stolz. „Gott sei Dank.“, murmelte der Alte und der Junge grinste. „Als ich die Torte mit der Achtzig fand, so zerbröckelt, und das viele Essen, da dachte ich, deine Gäste haben dich hängen lassen und du bist sauer. Aber als heute nichts unten stand, da hatte ich Angst, ich dachte, na, du hast vielleicht eine Dummheit gemacht. Ich hab meine Mutter schon zweimal gefunden.“ „Und ob ich eine Dummheit begangen hab!“ Nun lachte der alte Mann tatsächlich, es klang glucksend und tat höllisch weh: „Alte Männer sollten nicht mehr mit Torten schmeißen!“

Mit geübten Handgriffen luden die Rettungssanitäter den Alten auf die Trage. Der Junge sah mit hängenden Schultern zu. An der Wohnungstür winkte er den Jungen noch einmal zu sich. „Wie heißt du?“ Langsam kam der Junge näher. „Dennis.“

„Dennis, meine Schlüssel müssen da irgendwo am Boden liegen. Nimm sie. Gieß die Blumen und ...der Kühlschrank ist voll.“

Dennis grinste, aber dann schluckte er: „Wirst du zurückkommen, alter Mann?“

„Ich bin Erhard und ich komme zurück.“

## CLAIRE HORST

### *Opa*

Was wollen Sie hier, fragt er.

Und ich weiß nicht, was ich sagen soll. Was will ich hier? Und wenn ich eine Antwort wüsste, verdient er sie zu wissen?

Also, was wollen Sie hier?, fragt er. Er sieht jung aus, viel jünger als ich ihn mir vorgestellt habe. Er ist jetzt 93, und sein Gesicht wirkt, als sei er höchstens 75. Wobei, in dem Alter ist das schwer zu schätzen, manche Leute sehen schon mit 63 aus wie 100 und verändern sich dann gar nicht mehr. Er sitzt im Rollstuhl, immerhin, aber sonst scheint er fit und gesund. Soweit ich weiß, wohnt er erst seit Kurzem hier, wo es ganz freundlich aussieht, gepflegt. Zumindest ist es sauber, und in diesem Aufenthaltsraum hängen Bilder an der Wand und stehen Blumen auf dem Tisch. Ich bin mir nicht sicher, woran man ein gutes Altersheim erkennt. An der Einrichtung? An den Mitarbeiterinnen? Am Zustand der Bewohnerinnen?

In diesem Fall ist mir nicht einmal klar, ob ich mir wünsche, es sei ein gutes Heim. Ich weiß nicht, ob er das verdient hat, wobei, da denke ich schon wieder, ein schlechtes Altersheim hat wohl niemand verdient, oder? Wer alt ist, sollte seinen Lebensabend in Ruhe verbringen dürfen und den Respekt genießen, den er sich erarbeitet hat. Das ist die Stimme meiner Ethiklehrerin. Sie hätte so etwas sagen können, obwohl wir nie über Altersheime gesprochen haben und auch nicht, natürlich nicht, über meinen Opa. Über meinen Opa habe ich mit niemandem gesprochen, und schon die Zusammenstellung dieser zwei Worte fühlt sich komisch an, „mein“ und „Opa“, als gäbe es da eine Trennlinie, ein Verbot, sie zusammen zu denken. Aber doch, er ist mein Opa, und vielleicht hat die Ethiklehrerin in meinem Kopf Recht, und er verdient Respekt, wie alle Menschen. Ich wünsche mir das, natürlich, ich wünsche mir eine Welt, in der alle Menschen respektiert werden und leben können, wie sie wollen, in der niemand

in Räumen voller Trockensträuße leben muss, mit Bildern hinter Glas, die so an der Wand hängen, wie sie bei Ikea gekauft wurden, und mit Tischen, auf denen nichts liegt, weil sie keine Kraft mehr haben, Bücher zu lesen oder Zeitschriften durchzublättern, die dann dort liegen könnten. Auf denen auch keine Schokolade liegt und kein Spielzeug, weil sie nie Besuch bekommen von Enkelkindern oder Nachbarinnen. Das wäre eine Welt, in der niemand auf den eigenen Opa wütend sein muss, weil Opas liebe Gestalten sind wie aus dem Märchenbuch, wie aus den Geschichten von Heidi, alte Männer mit sanften Augen und Einschlafgeschichten, die einen sanft in den Schlaf wiegen und niemals Angst machen. In dieser Welt sind Opas Menschen, die ihre Enkel beschützen und von ihren Kindern geliebt werden. Ich weiß nicht, ob mein Opa so ein Mensch war für seine anderen Enkel, für die Enkel, die ich nicht kenne, die ich nie getroffen habe.

Ich weiß nur, dass er jetzt in einem Zimmer sitzt, das sauber ist, gepflegt, ja, und in dem nichts darauf hinweist, was für ein Mensch er ist. Dieses Zimmer gehört nicht ihm allein, hier sitzen auch andere, all die Leute, die hier wohnen und wahrscheinlich manchmal Besuch bekommen von Enkeln oder Kindern, vielleicht auch von Bekannten oder ihren Geschwistern. Wer sie sind, weiß ich nicht, ich kenne sie so wenig wie ihn. Es müssen Menschen sein, denen Farbkombinationen egal sind. Zumindest ist ihnen das zu wünschen. Entweder das, oder sie sitzen niemals in diesem Aufenthaltsraum, der zugleich ein Fernsehraum ist und in dem ein grünes Sofa auf einem blauen Linoeboden steht, abwaschbar und wahrscheinlich äußerst praktisch, falls jemand in die Hose pinkelt oder sein Abendbrot verschüttet oder was sonst so passieren kann in einem Altersheim.

Mein Opa muss einmal gut ausgesehen haben. Das sagt jedenfalls meine Mutter. Er war ein schöner Mann, so hieß das damals. Heute noch kann ich sehen, dass ihm das wichtig war, und sicher ist

es schwer für ihn zu altern. Marlene Dietrich fällt mir ein, die angeblich nicht mehr aus dem Haus ging, als sie alt war. Nur noch per Telefon soll sie kommuniziert haben, bis sie ganz allein starb. Das war ihr lieber, als ihr Alter zu zeigen. Mein Opa ist nicht Marlene, natürlich nicht. Er war nie ein guter Schauspieler, scheint es, und er hat es auch nicht versucht. Er hat nie versucht zu verbergen, was ihm gefiel und was nicht.

Wenn ich ihn so betrachte, weiß ich, was er mag: Ein anständiges Aussehen nennt er es vielleicht. Er trägt, ich kann es kaum glauben, eine Hose mit Bügelfalten. Wer ihm die wohl bügelt? Ich glaube kaum, dass er das selber tut. Er ist alt, seine Hände wird er nicht mehr so gut bewegen können, und er gehört einer Generation an, in der Männer Hausarbeiten nie gelernt haben. Ob die Pflegerinnen Zeit für so etwas haben? Ich habe Geschichten gehört über alte Menschen, die Windeln tragen müssen ohne Not, nur weil niemand Zeit hat, sie aufs Klo zu bringen. Und da sollen Hosen gebügelt werden für diesen alten Mann? Vielleicht hat er eine alte Frau becirt, mit seinem Charme, der groß gewesen sein soll und es vielleicht heute noch ist. Vielleicht gibt es hier eine Paula oder Edith oder, wer weiß, Frau Meier oder Frau Müller, ich weiß nicht, ob man sich duzt in diesem Alter als befreundetes Paar, die ihn liebt und ihm die Kleidung zurechtmacht. Zu der Hose trägt er ein Hemd, das ebenfalls faltenfrei sitzt, seine Schuhe sind blankgeputzt.

Sauber waren meine Schuhe nie, und sie halten auch nie lange. Das liegt nicht nur an der Pflege, die ich nicht betreibe. Ich habe Knickfüße, geerbt von meiner Mutter, die sie von ihrem Vater hat, das hat sie mir zumindest gesagt. Mit diesen Füßen kannst du Schuhe nicht lange tragen, irgendwann sind sie verformt, verdreht, auf einer Seite viel mehr abgelaufen als auf der anderen, und dann sehen sie nicht nur unschön aus, sondern bereiten dir auch Rückenschmerzen. Ich trage sie trotzdem immer so lange, bis die schiefe Seite völ-

lig durchgelaufen ist, und das ist bald der Fall bei meinem linken Schuh.

Ich sehe seinen Blick, dieser alte Mann ist nicht senil, kein bisschen. Sein Blick ruht nicht auf meiner eleganten Kleidung, extra für ihn habe ich einen dunkelblauen Samtrock angezogen, der konservativ ist wie nichts sonst in meinem Besitz, und dazu eine Bluse, die viel zu warm ist an diesem Sommertag und mich auch schwitzen lassen würde, wenn ich nicht nervös wäre wie ein kleines Kind am Heiligen Abend, wenn der Weihnachtsmann kommt und es ein Gedicht aufsagen soll, das es nicht kann oder eigentlich kann und jetzt vergisst vor lauter Aufregung. Er blickt unverwandt auf meine Schuhe, die so abgetreten sind, und gibt mir das Gefühl, unansehnlich zu sein wie sie, hässlich und unscheinbar.

Was soll das, frage ich mich. Er ist ein alter Mann, mit Flecken auf den Armen, Haaren an den Ohren und auf der Nase, er mag sich pflegen wie er will, ich sehe besser aus als er, und überhaupt, warum messe ich mich mit ihm in Gedanken, warum lasse ich mich abschätzen von ihm, und überhaupt, wieso trage ich diese unbequeme Bluse?

Unbequem war nicht nur die Kleidung damals. Betten mussten sie vor dem Essen, jeden Abend, und die Hände zeigen. Ein Dreckrand unter den Fingernägeln wurde bestraft, bei einer Sechsjährigen schon, die es schwer hatte, ihre Nägel sauber zu halten. Wer sechs ist, interessiert sich für Schnecken und Käfer und Blätter und Sand, nicht für Seife und Nagelbürsten. Die Oma durfte nicht helfen, das müsst ihr alleine können, wenn ihr keine Affen seid. So hat es der Opa gesagt, das sagt meine Mutter, und warum sollte sie lügen. Wer ein Affe war, musste im Schrank sitzen, in einem großen Wandschrank, der Platz bot für ein Kind und zur Not auch für zwei, was besser war, weil zu zweit die Angst nicht so groß war, wenn man das kleinere Kind war und die große Schwester dabei. Affen

bekamen kein Abendbrot. Affen pflücken sich selber was, sagte der Opa. Und Bananen gibt es so wieso nicht bei uns.

Ich habe immer gedacht, dass meine Mutter übertreibt, dass sie Märchen erzählt, und das Märchen vom Schrank war eine Gruselgeschichte, die besser funktionierte als Grimms Märchen. Gegen Wölfe konnte man was tun mit List und Schlaueit, gegen den Schrank gab es kein Mittel, da drin war es dunkel und still, und man konnte schreien, wie man wollte, es gab keine Antwort, und es rührte sich nichts. Lange konnte ich nicht in dunklen Zimmern schlafen, meine erste Wohnung habe ich nach der Laterne gewählt, die direkt vor dem Haus stand und hineinleuchtete, wenn es Nacht war. Sie beschützte mich vor dem Schrank und vor dem Traum vom Opa, der davor steht und das Kind erwartet, das irgendwann wieder raus darf. Meine Mutter musste mich nie in Schränke sperren. Es reichte, wenn sie von ihrem Schrank erzählte, dem Schrank, in den der Opa sie gesperrt hat.

Jetzt, wo ich ihn sehe, weiß ich, dass die Geschichte stimmt. Ich weiß, es gab den Schrank und es gab auch diesen strengen Mann. Es gibt ihn immer noch, und er wartet, dass ich etwas sage, dass ich sage, warum ich hier bin, wer ich bin und was ich will. Und ich weiß es selber nicht. Ich wollte ihn sehen, diesen Mann, der mich nicht wollte, weil ich ein Affe bin. Unter seinen Augen spüre ich, ja, ich bin ein Affe, immer noch und in alle Ewigkeit, während er ein Mann ist, ein echter Mann aus Deutschland. Echte Männer greifen durch. Sie erlauben nicht, dass ihre Kinder Affen werden mit schmutzigen Nägeln oder Schlimmerem. Sie müssen die Familie schützen, das ist ihre Aufgabe, und das hat er getan. Vielleicht war es leicht für ihn, ganz leicht, denn er hat gelernt, wie das geht, die Heimat schützen, bei der SS lernt man so was.

Und die Heimat schützen, das fängt in der Familie an. Wenn etwas Fremdes eindringt, muss man es verjagen. Mit dem Dreck unter den Nägeln fängt das an, so schleicht es sich ein, ganz unbemerkt. Und während man noch glaubt, das sei ganz unbedeutend, nur ein klein wenig Schmutz eben, da breitet sich das aus, da wird ein Fleck übersehen auf dem Hemd, da wird das Haar zu lang und wuchert schon über den Kragen, da werden die Röcke zu kurz oder die Schuhe abgetreten. Und schwupps, schon lässt man sich mit Leuten ein, die schädlich sind. Vielleicht hat er es geahnt, dass seine Tochter gefährdet war, hat geahnt, dass sie den Instinkt nicht hatte, den Instinkt, den er ihr doch vererben wollte.

Hol den schnell rein, bevor ihn die Nachbarn sehen, hatte er gezischt, als sie meinen Vater mitbrachte. Dieses eine Mal hatte sie es versucht, denn er war ja ihr Vater, und die Wahl fiel schwer, Vater oder Freund. Und Vater, das hieß auch Mutter, denn ihre Mutter hatte keine Meinung. Ihre Mutter tat, was der Vater sagte, denn so hatte das zu sein, ein Auto hatte ja auch nur ein Lenkrad, wie sollte es sonst fahren, so hatte man es ihr erklärt. Vielleicht fährt meine Mutter deshalb nicht Auto, fällt mir zum ersten Mal ein.

Und gib ihm keinen Alkohol, wer weiß denn, wie die reagieren. Ich mag gar keinen Alkohol, sagte mein Vater. Hat er mir jedenfalls erzählt. Darum will ich diesen alten Mann sehen. Wie ist das, wenn alle anderen Affen sind? Wie fühlt es sich an, im Recht zu sein? Wie ist es, andere einzusperren, wegzusperren? Und wie ist es, wenn der Schmutz unter den Fingernägeln ein Mensch wird, ein Mensch, der wiederkehrt? Das will ich wissen, darum bin ich hier. Was wollen Sie hier, fragt er noch einmal. Ich lache.

## GERHILD PETERS

### *Lebenslauf*

#### *Was Arbeitgeber verpassen*

Das Wissen darum, dass ich zum Ende eines Tages, zum Ende einer Woche und zum Ende eines Jahres geboren wurde, hatte in den ersten Jahren meines Lebens eine besondere Bedeutung, und ich erzählte es gern an passenden Stellen. Dabei ließ ich fast immer aus, dass ich zum Anfang eines Monats geboren worden war. Doch gerade dieser Umstand wurde interessant, als ich erwachsen – zumindest in einem Alter war, das die meisten Menschen als ihr Erwachsenenalter empfinden. Meine Geburt war wichtig, und sie wurde beurkundet. Laut Urkunde wurde ich am 3. Oktober 1961 um 17.45 Uhr geboren. Meine Mutter sagt, es war 18.00 Uhr. Ich glaube ihr, obwohl ich mir dabei immer vorstelle, wie sie mich unter Schmerzen stundenlang gebiert und gleichzeitig die Uhrzeit im Blick hat. Zu der Zeit war die Mauer zwischen Berlin und Berlin sicher schon fertig, und der Stacheldraht wurde durch Deutschland gezogen, während auf den B-Türmen die Augen und die Waffen auf Möglichkeiten gerichtet waren (die dann ja auch hin und wieder wahr wurden).

In unserem Garten gab es keinen Stacheldraht; es gab einen Lattenzaun, an dem die Brombeeren und Himbeeren wuchsen. Und hinter dem Lattenzaun war das große Stück Erde mit den schönen Buchsbaumbeetumrandungen und den ganzen Reichtümern, die jeden Sommer auf uns warteten: Stachelbeeren zwischen samtweichen Blättern, Rhabarber, den Mamma kochte und mit Vanillesoße krönte, Erbsen mit süßen Schoten, Johannisbeeren, die wir an dem kleinen Strunk festhalten und jede Beere einzeln essen konnten, bis klar war, dass viele Beeren auf einmal im Mund ein gutes Gefühl machten. Ich zog Wurzeln aus der Erde, die orange wurden, wenn man sie vor dem Essen wusch – wenn. Als ich mit dem Messer umgehen konnte, habe ich gelernt, dass sie süßer werden, wenn ich sie schrappe, so wie Omma Kißmer und

Mamma es taten. Meine Schwester hingegen liebte das Knirschen von Sand zwischen den Zähnen und rollte ihre Pfirsiche darin, nachdem sie die Schale abgeknabbert hatte. Auf der Wiese liefen Hühner. Ich mochte es nicht, in die Hühnerkacke zu treten, aber wir liefen barfuß und es passierte immer wieder. Dafür erhielt von Mal zu Mal eines von den Hühnern die gerechte Strafe: Es wurde in heißem Wasser gerupft und kam in den Ofen. Das mochte ich auch nicht, aber hinterher schmeckte das Huhn dann doch.

Das Dorf, in dem ich aufwuchs, war klein und hatte keine Kirche und keine Grenze. Hose, Schlüpfer und Windel zog ich gern auch mal irgendwo auf der Straße oder bei Nachbarn aus und spielte weiter ohne Buchse. Das hatte den Vorteil, dass meine Eltern immer Kontakt zu anderen Menschen hatten, auch zu denen, mit denen sie sonst selten sprachen. Manche wuschen die Sachen sogar, bevor sie sie durch die Straßen trugen, aus reinem Egoismus, versteht sich.

Die Küchen der Nachbarhäuser standen mir in der Regel offen. Es gab in jeder Küche anderes Brot und andere Marmelade, und auch die Gewürzkartoffeln wurden je nach Familie anders zubereitet – bei uns mit Endiviensalat, bei Neithards mit Pfannkuchen. Natürlich war es bei Neithards leckerer. Das Dorf war geteilt in Oberdorf und Unterdorf, so dass beim Spielen immer gleich klar war, wer gegen wen spielte. Alle spielten auf der Straße. Wenn es regnete, zogen wir uns in die Schuppen und Scheunen zurück. Aber meinen ersten Kuss erhielt ich abends in der Schule zum Elternsprechtag, der einen anderen Namen verdient hatte, weil dort immer die Lehrer sprachen. Das Dorf ist auch heute noch geteilt, aber inzwischen hat es Grenzen, jedenfalls in den Köpfen, denn das Dorf ist größer geworden. Zu der einen Siedlung wurde eine andere gebaut. Fremde zogen ins Dorf. Die Wiese vor dem Haus, auf der sich sonst immer alle zum Osterfeuer trafen, wurde ein Reihenhäuser, und der Graben, in dem auf mysteriöse Wei-

se mein erster großer schwarzer Flummi verschwand, ist nun gepflastert.

Die Schulzeit begann, wie bei allen Kindern, mit einer Schultüte. Anders als bei den meisten Kindern begann meine Schulzeit ein Jahr zu spät, als ich schon mit meiner Schwester Lesen, Schreiben und Rechnen gelernt hatte. Ich war fast sieben, und ich hatte einen für die Zeit sehr unüblichen Haarschnitt, nämlich kurz. Also sehr kurz, und das passte, denn ich war quasi ein Junge, und das muss daran gelegen haben, dass ich keine Freundin im Dorf hatte, sondern nur Uwe und Andreas, mit denen ich Spinnen sammelte, auf heimlichen Feuern Kartoffeln briet und im Kamp Kuhscheißschlachten schlug, die meiner Mutter die Haare zu Berge stehen ließen. Jedenfalls hatte Tante Ösel mein Haar deshalb und bis dahin immer der Kopfhaut angenähert. Ich übertreibe kaum, wenn ich sage, es war einen Zentimeter lang, und ehrlich gesagt war das zwischen den Ästen der Äpfel und Pflaumen ganz praktisch.

Meinen ersten Schultag hätte ich hingegen am liebsten in der Schultüte verbracht, nachdem ich in der Klasse angesichts all der Zöpfe und Pferdeschwänze, Ponys und Seidenschleifchen meinen Namen, ganz wie alle anderen, im Stehen sagte, besser im Aufstehen:

Ich heiße Brunhilde.

Die Schultüte war fast so groß wie ich. Ein Glück. Alle Augen waren auf mich gerichtet, wie bei Jesus Christus, der mittags bei Oma immer angerufen wurde, und der dann doch nicht kam. 25 Augenpaare und ebenso viele Münder, die offen standen und laut lachten. Ich nehme heute an, dass es einige Ausnahmen gab, sicher Petra, die ebenso klug war wie ich und die meine Freundin wurde, aber genau weiß ich es nicht, weil mein Herz so laut klopfte und mein Gesicht ganz heiß war von den vielen Blicken.

Petra und ich durften hinten am Bücherschrank sitzen, weil Frau Thon uns vertraute, und das war

gut so. Von da an ließ ich mein Haar wachsen, bis es den Hintern erreichte, und ich bekam Kirschkugeln und Plastikblümchen für die Zöpfe. Nur meinen Namen durfte ich nicht ändern – man hieß Sabine, Christa oder Regina. Meine Mutter blieb dabei: Ich sollte einen Namen haben, den nicht alle hatten. Das war diktatorisch beschlossen und führte sowohl auf geheimnisvolle Weise als auch für immer zum Ausbleiben eines Spitznamens, obwohl sogar die Klassenhässlichste, Margot, wenigstens Schuppengote genannt wurde.

Ich war eine sehr gute Schülerin. Das half. Ein paar Dummköpfe hielten mich für eine Streberin. Ich musste Gratwandern, wenn ich in einem sozial verträglichen Licht erscheinen wollte. Leider hat das nur Frau Thon erkannt, die mich beim Kopfrechenwettbewerb immer wieder in die erste Reihe stellte, damit ich die Lösungen sagen konnte. Ich würde sie sonst xmal mitdenken und einen schlechten Eindruck haben von den Kindern, die aus anderen Gründen immer wieder in der ersten Reihe standen. Heute würde Frau Thon sicher für ihre psychologische Weitsicht geehrt werden. Nach der Vierten empfahl sie das Gymnasium. Mein Vater schickte mich zur Gesamtschule; die war neu und spiegelte die Grenzenlosigkeit meines Dorfes auf unvergleichliche Weise: Die Schule war riesig, die Räume noch größer, hundert Kinder bildeten eine Klasse, meine Freundin Petra verschwand aus meinem Leben und wurde doch nur ein paar Klassen weiter unterrichtet. Das warme Licht der Wintermorgende wurde eingetauscht gegen das kalte Hell der Leuchtstoffröhren. Die Bibliothek war Mitte und Schlund der ganzen Schule. Die Gänge aller drei Stockwerke warfen in den Pausen ihre Stimmen, Blicke und Faltpflieger zwischen die Bücherreihen, sodass das Lesen für einige Jahre aus meinem Alltag verschwand und erst in der revolutionären Zeit der Reife wieder einen Platz erhielt. Sicher hatten die modernen Architekten eine weniger ängstliche Zielgruppe vor Augen. Eine Zeit lang waren der



Klorollenraum und die Dunkelkammer meine liebsten Aufenthaltsorte. So lernte ich den Unterschied zwischen Fotopapier und Klopapier.

Die gnadenlose Transparenz dieser Schule ging einher mit der Tatsache, dass ich alle Ziele ohne Mühe erreichte. Ich fühlte, ohne berührt zu werden, und war, ohne zu sein. Es gab keine Hindernisse im Bildungsbereich. Ich wusste alles, lernte alles, konnte alles. Es gab weder Herausforderung noch Widerstand. Ohne zu wissen warum, aber mit dem sicheren Gespür dafür, dass mit mir ein enormes Potenzial zur Welt gekommen war, wollte ich zur sechsten Klasse auf das Gymnasium wechseln. Die Obrigkeitshörigkeit meiner Eltern siegte jedoch über die Kinderstimme der Elfjährigen. Sie war ja auch viel leiser. Meine Bildungskarriere war abgebrochen. Die einzige wichtige laute Stimme, die mir aus den Anschlussjahren in Erinnerung ist, ist die Stimme meiner Lehrerin für Erziehungswissenschaften, Ines Zacharias, die sagte: „Die Unfähigkeit der anderen darf nicht zu deinem Verhängnis werden.“ Aber ich glaube, an dem Punkt war mein Leben schon verhangen. Jetzt kam es nur noch darauf an, mich aus den Stricken dieser Verwicklungen zu lösen. Der Kampf hatte begonnen, aber ich kämpfte allein.

Ich begann das Haschischrauchen. Es eröffnete mir den mentalen Zugang zu Etwas, das mich scheinbar in meinem eigenen Ich widerspiegelte. Viele meiner Vorstellungen und Wünsche wurden durch neue Erkenntnisse zu echten Möglichkeiten. Das Schreiben und Theaterspielen waren nicht mehr einfach brotlose Künste, sondern wichtige Teile der Gesellschaft, und zwar nicht nur der eigenen kleinen unscheinbaren Innenweltgesellschaft, sondern der großen, im Land und in der ganzen Welt. Meine Eltern hatten mir lange verschwiegen, dass nicht nur sie selbst, sondern auch meine Großeltern Theater gespielt hatten. Und ich wusste ja von allen Festen in unserem Hause (große Feste, die mir ein Leben am Rande gewährten und bei denen ich lernte, auf der Sessellehne zu sitzen

und den Mund zu halten), dass die ganze Familie meiner Mutter spielte und sang, und dass sie alle Lieder mit allen Strophen von Herzen bis in die Nacht hinein innerlich erlebte.

Mit 18 Jahren zog ich aus. Meine Freundin Anna und ich mieteten, von den Eltern finanziell unterstützt, zwei Zimmer in der Stadt und fuhren ein halbes Jahr lang per Anhalter zur Schule. Unsere Wohnung lag in einer schönen alten Villa am Nording, hatte hohe Fenster, eine hohe Schiebetür und das Klo auf dem Flur – später würde ich solche Verhältnisse in Berlin wiederfinden. Unsere Zeit hatte den Anschein des Neuen und sie war fast grenzenlos schön, nur der Lebenswandel meiner Freundin machte mich ungeduldig. Ihre gute Laune, ihre Gäste und ihre lebensfreundliche Musik hatten hier die Qualität einer Dampfwalze. Zum Kochen kamen alle in mein Zimmer, und die Abende lebten von Wörtern und Küssen. Bisher war die Küche ein Milchtopf gewesen, um den herum die Arbeit lebte und die Nacht eine Stille war, in der die Dieben knarrten. Das Problem verschwand sehr bald mit Anna, die sich berufen fühlte, die Rätsel Indiens zu lösen, und die ihr Leben deshalb für das kommende Jahr auf die andere Erdhalbkugel verlegte. Alle paar Wochen gab sie ein Lebenszeichen in überschwänglichen Briefen, die Umschlag, Blatt und Briefmarke in einem waren und Aerogramm genannt wurden. In kleiner Schrift erzählten sie von den Ausmaßen alles Wundervollen und von den Tiefen eines lebendigen Alltags, der dort ganz offenbar aus Innen und Außen bestand.

Viel später, nachdem ich das Abitur in der 12. Klasse abgebrochen und meinem Leben einen Sinn gegeben hatte, indem ich die Fäuste ballte und das System anklagte, nachdem ich in einer Musiker-WG die sozialen Verhältnisse geordnet, mein Leben an verschiedenen Orten begonnen und wieder beendet hatte, nachdem ich eine Reise in den Senegal durch eine Reise nach Indien ersetzen und damit meinen Wankelmut bestätigen konnte, viel später holte ich einen Teil der verlorenen Zeit

in einem neuen Anlauf nach. Mit 25 Jahren machte ich Abitur und nahm auf Anraten meines Deutsch- und Kunstlehrers T.-B. Klahr, genannt TB, ein Studium der Germanistik auf. TB schätzte mein analytisches und assoziatives Denken und ließ mich in der Fakultät ein paar Jahre lang hilflos die Seiteneingänge suchen. Weder die Sozialwissenschaften noch die Tibetologie eigneten sich zu einem vernünftigen Nebenfach. Ich wechselte also das Studienfach ganz. Einhergehend mit Gorbatschows Popularität und der Erkenntnis, dass die bisherige ganze Welt Englisch, aber ein Drittel der neuen ganzen Welt Russisch spricht, lernte ich jeden Buchstaben und in Windeseile Gedichte übersetzen und Briefe schreiben. Ich machte mir die hinzugekommene Welt zu eigen. Meinen Bildungsweg konnte ich jedoch bestenfalls verlängern. Abschließen konnte ich ihn nicht. Ich spürte, dass das nicht an den Fächern selbst, sondern an dem fehlenden roten Faden lag, der offenbar an irgendeinem Kreuzweg Himbeere geblieben war, und ich tröstete mich mit dem weisen Schluss, dass ich lebenslang lernfähig bleiben wollte. Als ich mit 41 Jahren gefragt wurde, welches Verhältnis ich zu meinen Eltern habe, konnte ich getrost antworten: „Es ist schrecklich. Als ich Kind war, wussten sie immer genau, was das Beste für mich ist. Jetzt weiß ich immer genau, was das Beste ist für sie. Manchmal frage ich mich, warum ich sie eigentlich liebe.“

Zu der Zeit lebte mein Vater noch. Er ist 2003, ohne Versöhnung mit meinem Bruder, gestorben. Für mich war das ein sehr schmerzlicher Verlust.

Es gab viele Kinder in meinem Leben. Ich habe sie geliebt, erspürt, bemuttert und mich von ihnen bewundern lassen. Immer wieder habe ich deshalb auch mit ihnen in Kindergärten gearbeitet. Zuletzt nach meiner gescheiterten Bildungskarriere, im Übersiedlerkindergarten, der mit einem Raum innerhalb des katholischen Kindergartens St. Marien lag. Russlanddeutsche Kinder waren spürbar anders erzogen und in vielerlei Hinsicht

den deutschen überlegen. Der Mangel (auch der Mangel an persönlicher Freiheit) und die strenge Gradlinigkeit führten zu der anspruchsvollen Mischung aus fast unterwürfigem Gehorsam und Anhänglichkeit und großer Aufmerksamkeit, gepaart mit Wissbegier – geistig Hungernde, für die ein Stück Brot leuchtet. Diese Kinder wurden für mich zu neuen Anhaltspunkten. Sie zeigten mir, wie ich durch Grenzenbildung zu einer Freiheit gelangen konnte, die mir die Ausbildung meiner eigenen Fähigkeiten erlaubte. In gebührendem Abstand hielt ich deshalb die sozialistische Erziehungsmethode lange für ein fehlendes Glied in der Kette meiner eigenen Freiheiten. Kinder, die die fragwürdige Chance erhalten hatten, innerhalb der engen Strukturen eines Systems der Unfreiheit und des Mangels einzelne Bereiche ihrer Persönlichkeit intensiv auszubilden, waren in jungen bis sehr jungen Jahren begabte Maler, Rechner, Dichter, Musiker und noch dazu intuitiv soziale Wesen. Mit Mühe hielt sich unsere gegenseitige Bewunderung die Waage.

Nach zwei Abtreibungen, unter denen ich jeweils mehr gelitten hatte als ich zugab und die ich keinesfalls als freie Entscheidung in Erinnerung habe, brachte ich mein drittes Kind mit 35 Jahren zur Welt – gegen den Willen seines Vaters und mit Hilfe meiner Freunde und meiner Eltern. Mein Sohn Moritz ist ein viel zu früh geborenes Kind und hatte einen langen und schwierigen Start. Ich habe für ihn gehofft, gebetet und gearbeitet, habe ihn geliebt und konnte ihm aus diesem schweren Anfang heraus ins Leben helfen. Dabei habe ich Brombeeren gesucht (besonders den Zaun, an dem sie wuchsen), ich habe Blumen in Töpfe gesetzt und Bilder in Rahmen. Es gab feste Essenszeiten und strenge Regeln. Unsicher suchte ich Halt für meine eigenen Fehler. Ich war laut dabei und voller Lebensfreude, aus der heraus viel Verborgenes sprudelte, schwer – wie eine Dampfwalze. Moritz aber war so stark wie ich noch werden sollte. Und er war anders als andere Kinder,

und er war anders als ich. Als Moritz noch nicht ganz drei Jahre alt war, schenkte ihm der Himmel Grenzen in Form einer maßgeschneiderten KiTa. Ich fühlte, dass er gut aufgehoben war und bildete mich weiter. Diese Ausbildung hat mir meine assoziative Haltung zurück und meiner Arbeit einen Hintergrund gegeben. Außerdem war sie, sicher in Zusammenhang mit meiner Mutterschaft, der Startschuss in ein gesellschaftlich anerkanntes Leben.

Mit Moritz kamen meine ersten Grenzen auf die Welt. Von jetzt an wurde ich gesiezt. Ich war erwachsen. Das Ansehen einer Frau musste noch immer in engem Zusammenhang stehen mit dem Kinderwagen, den sie schiebt. Moritz nahm sich seinen Teil. Er zeigte mir, wie man lacht ohne

Grund, wie man geht um des Gehens Willen, wie man die Blumen vor der Haustür zum Fressen gern hat und wie sehr man Spaziergänge hassen kann. Mit ihm lernte ich zu bleiben, ohne in Gedanken woanders zu sein, und zu arbeiten, ohne mich zu fragen, ob es sinnvoll ist, was ich tue. Und es gibt noch mehr Gründe für die große Liebe, die ich für mein Kind empfinde, diesen z.B.: Er ist einfach so wie er ist.

Die Einheit ist keine Schablone zur politischen Wirklichkeit. Sie ist der Feiertag meiner Innenwelt. Ohne Kirschkugeln und Plastikblümchen kann ich heute aufstehen und meinen Namen sagen: Ich heiße Brunhilde. Und so, wie ich das sage, finden die Leute das ganz normal.

*Chicago*

„Einmal kriminell, immer kriminell“, war der Kommentar meines Kollegen Fred, als ich ihm von meinem neuen Schüler erzählt hatte.

„Mensch, Britta“, rief er gleich darauf aus, „so hab ich das nun nicht gemeint! Der wird schon in deinem Unterricht kein Messer zücken!“ Er lachte und klopfte mir auf die Schulter. „Ich meine das eher dauerhaft, verstehste? Ich meine: Was wird aus so ‘nem Typen auf Dauer? Keine Ausbildung, keine Arbeit, immer noch dieselben Kumpel... Über kurz oder lang fällt der doch wieder zurück!“ „Also, hör mal“, jetzt musste ich wirklich protestieren „er will immerhin wieder zur Schule gehen. Will seine Mittlere Reife nachholen. Das ist doch was, das ist doch ein Ziel!“

Fred machte eine wegwerfende Handbewegung: „Wie viele Knackis hab ich jetzt schon gehabt? Vier? Fünf? Und nicht einer, Britta, nicht einer von denen hat seinen Abschluss bei uns geschafft. Du wirst seh’n, auch bei deinem – wie heißt er: Chicago? – wird einfach nicht genug dahinter stecken.“ „Abwarten“, sagte ich, nun schon ein bisschen genervt. „Für mich hat er – wie alle hier – erst mal eine Chance.“

Ich arbeitete damals noch nicht lange an dieser Schule: Erwachsenenbildung, Tages- und Abendkurse, Nachholen verschiedener Schulabschlüsse. Gerade hatte ich meinen ersten eigenen Abendkurs übernommen, in den jetzt noch ein Nachrücker aufgenommen werden sollte.

Kurz vor dem Gespräch mit meinem Kollegen hatte mich unsere Sekretärin zurück gehalten: „Britta, ich hab noch einen Schüler für dich.“ Einen jungen Mann, zu dem sie mir unbedingt etwas sagen müsse.

Sie hatte eine schon bereitliegende Akte aufgeschlagen und sie zu mir herumgedreht: „Hier: Chicago Gutierrez Sanchez.“

Ich hatte sofort auf sein Foto geblickt und damit in ein ernstes, nein, ein finsternes Gesicht: Augen, die

ein bisschen zusammengekniffen schienen, Lippen, die fest aufeinander gepresst waren, ein schwerer Schädel, eine niedrige Stirn, dichtes, schwarzes, offenbar widerspenstiges Haar...

Muss der gerade in meinen Kurs kommen?, hatte ich eigentlich fragen wollen, stattdessen aber nur seinen Namen wiederholt: „Chicago?“

„Ursprünglich Südamerikaner“, hatte unsere Sekretärin erklärt. „Die nennen ihre Kinder wohl ganz gern mal nach Städten: Santiago, Bogota... haben wir alles schon gehabt.“ Und hinzugefügt, dass Chicagos Vater aus den USA gekommen sei und der junge Mann vermutlich deshalb diesen Namen bekommen habe. Allerdings sei der Vater längst verschwunden, Chicago einer dieser „vaterlosen Jungs“ und der Name wohl das einzige, das ihn an seinen Vater erinnere.

Dann hatte sie ein Formular aus einer Hülle gezogen: „Hier, das ist wichtig, dein neuer Schüler ist nämlich Freigänger. Wenn er irgendwann mal nicht zum Unterricht kommt oder auch, wenn von uns aus eine Stunde ausfällt: Bitte gleich am nächsten Tag die JVA anrufen und diese Frau hier, seine Sozialarbeiterin, darüber informieren.“

„JVA?“, hatte ich gefragt. „Jugend-...?“

„Nichts mit Jugend. Justizvollzugsanstalt. JVA Tegel, genauer gesagt. Herr Gutierrez ist nämlich schon 24, der ist im normalen Männergefängnis.“ Sie hatte plötzlich gestutzt, mich angeschaut und gelächelt. „Freigänger haben wir schön öfter gehabt, mach dir keine Sorgen deshalb!“

Als ich am Abend in die Schule fuhr, hatte ich den ersten Schrecken schon verdaut, hatte mich ja auch wieder an meinen Grundsatz erinnert. Trotzdem kann ich nicht leugnen, dass ich angespannt war, als ich den Klassenraum meines Kurses betrat. Ich sah ihn sofort, meinen neuen Schüler. Ganz hinten, in der letzten Reihe saß er und hatte sich offenbar schon mit seinem Nachbarn angefreundet, der ein ausgesprochener Störenfried war. Na, das passt ja, schoss es mir durch den Kopf, und sofort ärgerte ich mich über meine Reaktion. Gleich-

zeitig stellte ich aber beruhigt fest, dass mein neuer Schüler ganz entspannt zu sein schien und längst nicht so finster wirkte wie auf dem Foto.

Ich setzte meine Tasche ab und ging nach hinten: „Sie müssen Chicago Gutierrez Sanchez sein.“ Er grinste. Hatte ich seinen Namen so seltsam ausgesprochen?

„Chicago reicht“, erwiderte er. „Werden ja hier alle mit Vornamen angesprochen.“

Ich nickte und stellte mich meinerseits vor. „Ihre Klassen- und Englischlehrerin“, setzte ich hinzu. Ich wollte gerade wieder nach vorne gehen, als er mir ein hellgrünes Formular entgegenhielt: „Ich brauch’ noch ‘n Stempel und ‘ne Unterschrift von Ihnen.“

Ich bat ihn, nach Unterrichtsschluss zum Lehrerzimmer zu kommen, da wir dort unsere Stempel aufbewahrten.

Als ich ihn von Weitem dort stehen sah, fiel mir erst auf, was für ein Riesenkerl er war. „Schwerer Junge“ kam es mir in den Sinn, obwohl ich diesen Ausdruck doch sonst nie verwandte.

Ich setzte Stempel und Unterschrift auf sein Formular und reichte es ihm wieder hinaus.

Er nickte. „Schön’ Abend noch“, sagte er knapp und trottete den langen Flur hinunter.

Ich blieb in der Tür stehen und sah ihm noch nach, und nicht zum ersten Mal tauchten diese Fragen in mir auf: Diebstahl? Raub? Körperverletzung? Oder gar noch Schlimmeres? Doch gleichzeitig spürte ich: Ich wollte es gar nicht wissen.

Am Unterricht nahm Chicago nur schweigend teil. Von sich aus meldete er sich gar nicht und wenn ich eine Frage direkt an ihn richtete, zuckte er mit den Schultern: „Sorry, don’t know.“

Im ersten Vokabeltest erreichte er knapp eine Vier. Wäre es nicht ein Leichtes gewesen, besser abzuschneiden?

In der Pause fragte ich die Kollegen, die im Lehrerzimmer waren: „Sagt mal: Wie macht sich eigentlich Chicago bei euch?“

„Überhaupt nicht.“ „Sagt ja nichts!“ „Macht von sich aus gar nicht mit.“

Einzig die Chemiekollegin konnte etwas Positives berichten: „Bei mir hat er sich neulich zum ersten Mal gemeldet. Hat gewusst, dass Natriumhydrogencarbonat der Hauptbestandteil von Backpulver ist.“ Sie schmunzelte, zuckte mit den Schultern und sah in die Runde. „Woher auch immer...“ Mein Kollege Fred, obwohl er Chicago nicht unterrichtete, schaltete sich nun auch mit ein: „Leute, denkt doch nicht, dass der sein’ Abschluss machen will! Der kommt her, weil Schule ‘n Stück Normalität ist!“ Er ging zum offenen Fenster und wies zum Schultor hinunter. „Da, guckt doch: Mit den andern zusammensteh’n, zum Kiosk geh’n, was trinken, hübsche Mädchen um sich haben...“ Gerade da tönte von unten tiefes Lachen herauf.

Am nächsten Abend sprach ich Chicago an. Ich berichtete, was ich von meinen Kollegen gehört hatte und schlug ihm vor, sich einen Platz weiter vorn zu suchen: „Dann können Sie dem Unterricht bestimmt besser folgen; vielen fällt es auch von dort aus leichter mitzuarbeiten.“

Doch er schüttelte den Kopf: „Fühl’ mich da hinten ganz wohl.“

Vierzehn Tage später ließ ich die erste Klassenarbeit schreiben. Als ich sie durchsah, konnte ich kaum glauben, was er abgeliefert hatte:

„Sechs!“, sagte auch unsere Fachbereichsleiterin, der ich die Arbeit zu meiner Absicherung vorlegte. Sechs. Und wie würde er darauf reagieren? Mit unbehaglichem Gefühl bat ich ihn zu einem Gespräch: „Warum haben Sie sich denn nicht vorbereitet?“, fragte ich ihn. „Sie haben sich doch ein Ziel gesetzt! Ehrlich gesagt, kann ich mir zurzeit noch gar nicht vorstellen, dass Sie dieses Ziel erreichen.“

Er runzelte die Brauen, und ich spürte: Er ging auf Abstand. „Machen Sie sich mal keine Sorgen“, murmelte er. „Läuft schon.“ Damit stand er auf und ging.

Kurz darauf fiel überraschend der Geschichtsunterricht aus: Unsere Schüler konnten früher nach Hause gehen. Gleich am nächsten Morgen rief ich

deshalb in der JVA an. Doch Chicagos Sozialarbeiterin war bei einer Fortbildung. So ließ ich mich mit einer ihrer Kolleginnen verbinden und sagte dies, wann die Abendschule zu Ende gewesen war. „Drei viertel acht...“, wiederholte sie langsam und schickte noch ein gedehntes „Ah ja“ hinterher. Bildete ich es mir nur ein oder klang sie wirklich verwundert? Aber vielleicht hatte sie ja, während sie sprach, auch nur mitgeschrieben, vielleicht war sie auch mit dem hier üblichen „Drei viertel acht“ nicht vertraut...  
Noch während ich überlegte, ob ich nachfragen sollte, sagte sie: „Ich richte es aus. Vielen Dank für den Anruf.“

An diesem Abend war erstmalig Chicagos Platz leer. Sofort gingen mir mehrere Fragen durch den Kopf: War Chicago tatsächlich erst später zur JVA zurückgekehrt? Hatte man ihm deshalb vielleicht den Freigang gestrichen? Oder hatte er sich etwas anderes zuschulden kommen lassen?  
Nach der Stunde saß ich noch über das Klassenbuch gebeugt, damit beschäftigt, einiges nachzutragen, als ich spürte, dass jemand neben mir stand.  
„Kann ich Sie kurz sprechen?“ Es war Chicago. Ich ging mit ihm ein Stück den Flur hinunter und blieb an einer ruhigen Stelle stehen.  
„Tut mir leid, dass ich heute erst so spät kommen kann“, begann er. „Aber ich hatte 'n Termin bei der Bäckerinnung.“ Er machte eine Pause und presste die Lippen zusammen, als wolle er ein Lächeln unterdrücken. Schließlich sprach er weiter und jetzt lächelte er doch. „Heute war nämlich die Verleihung des Gesellenbriefs.“  
„Gesellenbrief?“ Ich konnte seine Antwort noch nicht einordnen.  
Sein Lächeln wurde breiter: „Ja. Ich bin jetzt Bäckergeselle!“  
Hätte ich ihm nicht sofort gratulieren müssen? Hätte ich ihm nicht die Hand schütteln müssen?

Stattdessen hörte ich mich fragen: „Kann ich den Gesellenbrief mal sehen?“

Doch Chicago schien meine Skepsis überhaupt nicht zu spüren; als hätte er nur auf meine Frage gewartet, zog er aus seiner Mappe einen Bogen heraus. „Hier“, sagte er und wurde tatsächlich ein bisschen rot.

„Herr Chicago Gutierrez Sanchez“, las ich überfliegend, „... ordentlichen Prüfungsausschuss... Handwerkskammer Berlin... Gesellenprüfung... bestanden.“

Als ich aufsaß, begegnete ich einem erwartungsvollen Blick.

„Das heißt, Sie können jetzt Brot backen?“, fragte ich und dachte sofort: Was für eine dumme Reaktion! Aber Chicago schien sich darüber zu freuen.

„Ja“, sagte er mit fester Stimme.

„Auch Brötchen?“

„Klar!“

„Und Laugenstangen?“

„Ja!“ Jetzt lachte er, jetzt lachten wir beide.

„Brezeln? – Croissants? – Streuselschnecken?“

„Ja!“, rief er aus, immer wieder: „Ja!“

Ach, mir gingen langsam die Fragen aus und bevor mir – warum denn bloß? – die Tränen kamen, fragte ich: „Wo haben Sie denn das alles gelernt?“

„Wir können in der JVA 'ne Ausbildung machen. Und da hab ich mich eben für Bäcker entschieden.“

Dann ging er zurück, den Flur entlang, und wie am ersten Abend sah ich ihm nach. Aber: War sein Gang heute nicht anders als damals: Federnder? Aufrechter?

Auf meinem Weg zum Lehrerzimmer kam mir ein Kollege entgegen, im Vorbeigehen sah er mich schmunzelnd an.

Ja, ich freute mich, ich freute mich sehr. Denn wie hatte Fred doch anfangs gesagt? Keine Ausbildung, keine Arbeit, immer noch dieselben Kumpel...

Er hatte eine Ausbildung. Der erste Schritt war getan.

## KARIN POSTH

### *grenzkonflikte*

das ängstliche flattern im blick  
wie die flügel eines  
aufgeschreckten vogels

auf beiden seiten

die liebe zum leben braucht  
worte ohne waffen  
vertrauen ohne fallen

auf beiden seiten

sei jeder dem anderen  
träger seiner hoffnung

### *unruhige zeiten*

wie ein wanderzirkus schlagen  
unruhige zeiten ihre zelte auf.  
auf den hass ist verlass. er tritt  
weithin hohe wiesen flach.

es wird eng für die stille, wo das  
unberührte land beginnt, das geflecht  
aus erde, pflanzen, wasser. hier  
träumen helden aus alten büchern.

für eine bessere zukunft:  
ich male mir die sonne auf mein  
haus. schalte hassmaschinen aus.  
spanne frieden zwischen räume.

wirf noch einmal  
eine münze ein,  
damit der tag von  
vorn beginnt. ich  
habe meine sprache  
poliert und mein  
lebensgefühl mit  
ausdrucksvollen farben  
definiert. sie  
flechten sich in  
unsere mitte ein.  
malen auf rosé  
wangen grüne schatten  
und rote lider auf die  
augen. ich erschein  
dir fremd, weil ich  
nicht sprachlos  
wie immer bin.

### *ohne mich*

der kapitalismus kann jetzt  
stattfinden ohne mich.  
ich funktioniere nicht mehr, denn  
ich profitiere nicht mehr. von  
informationen fühle ich mich  
manchmal bedroht.  
sind sie wichtig und gut, hätte ich  
sie gerne früher gehört.  
ich wachse nicht mehr und kann  
nicht schnell laufen. wer nicht  
mit system gespielt hat, hat  
sein leben verspielt. erst läuft  
jeder mit, dann steigt, wer kann,  
aus, wenn er es durchschaut. was  
fange ich bloß an, wenn ich nicht mehr  
schreiben und malen kann?  
diese option habe ich noch.

*ein klebebild aus jahren*

farbige streifen, verschieden  
in länge und breite, aber  
nah an der form des daseins.

lebendig, wo die lebenszeit  
glatt und glänzend verläuft.

stumpf, wo sie nicht  
zusammen hält, wo  
streifen gelöst, überklebt,  
übermalt, maßlos die jahre:  
nach der anhöhe schnell  
zu tal. dann das abtauchen,  
langsam zur oberfläche.

es braucht eine zeit der  
besinnung, dem ersten blick  
das richtige maß an  
erkenntnis zu geben.

**THOMAS WEIß**

jammer gestalten  
zyklus

1  
lass mich noch etwas  
verweinen  
im wortesaal  
auf den satz  
reihen an der wand

bevor er  
mich ruft bei  
zeiten  
der nächste

bitte

2  
ich will den  
jammer gestalten  
immer den jammer  
gestalten

und klage mauern  
mit feldstein und findling  
klage mauern  
hart gebunden stand  
fest

da will ich mich  
bergen will wohnen  
im tränenhaus furcht  
los



3  
bei der zählung  
meiner tage  
hab ich die rechnung  
ohne das wort  
gemacht

das hat acht  
auf die laute  
auf schrift und atem  
zug

4  
anleitung zum gang  
über das wasser

die balken  
musst du  
sprechen

lege sie  
silbenweis

dem wasser  
kannst du trauen  
weil

es tief ist weil es  
klingt

5  
hör auf  
  
hör  
auf  
zu sprechen

kratze reibe  
schnurre poche  
schlage hauche  
seufze scharre  
streiche trete  
tropfe sause  
raschle raune

hör  
wie das  
geräusch zum ton  
wird und zum  
wort

in die flanken  
des schweigens hinein  
grab  
gehör  
gänge

stütz sie  
mit wisperbalken ab  
damit sie nicht einbrechen  
und dich begraben  
unter abraun  
unter stotter

suche nach  
hadern aus gold



## Walle Sayer

Geb. 1960 in Bierlingen, Kreis Tübingen, lebt in Horb-Dettingen.

Bankkaufmannslehre, Kindergartenpraktikum, Zivildienst, Gelegenheitsarbeiten, Deutschkurse und Kinderbetreuung in der Sammelunterkunft für Asylbewerber Horb, Arbeit als Nachtbereitschaft in einem Heim für psychosomatisch Erkrankte.

1985 – 1991 Leben und Arbeiten in einer selbstverwalteten Kulturgaststätte in Horb-Nordstetten, seit 1992 freier Autor. Förderung durch „<http://www.schriftsteller-in-bawue.de>“ Förderkreis deutscher Schriftsteller in Baden-Württemberg.

### *Veröffentlichungen:*

Kohlrabenweißes: Menschenbilder – Ortsbestimmungen; Prosazyklen (1995)  
Irrläufer: Gedichte (2000)  
Kohlrabenweißes: Menschenbilder, Ortsbestimmungen; Prosazyklen (2001)  
Von der Beschaffenheit des Staunens: Miniaturen, Notate und ein Panoptikum (2002)  
Den Tag zu den Tagen: Gedichte (2006)  
Kerngehäuse: Eine Innenansicht des Wesentlichen; Aufzeichnungen, Prosagedichte (2009)  
Zusammenkunft: ein Erzählgeflecht (2011)  
Strohalm, Stützbalken: Gedichte (2013)  
Alle im Verlag Klöpfer und Meyer, Tübingen

Die übriggebliebenen Farben: Gedichte (1984)

Briefe aus Bierlingen:

Gedichte und kurze Prosa (1986)

Glockenschläge: kurze Prosa (1990)

Alle im Verlag Gasseleder, Bremen

Zeitverwehung: Gedichte (1994)

Eppe, Bergatreute

Fundus: Notizbuchseiten (1997)

De Scriptum, UHldingen

Karlsruhe: Kleine Studien (2001)

Literarische Ges. Scheffelbund

### *Auszeichnungen:*

Vera-Piller-Poesiepreis (1989), Thaddäus-Troll-Preis (1994), Förderpreis zum Friedrich-Hölderlin-Preis der Stadt Bad Homburg (1997), Berthold-Lenz-Stipendium (1999), Sonderpreis Iseer Pegasus (2006), Förderpreis Ludwig-Uhland-Preis (2009)

## Anke Laufer

geboren 1965 in Villingen, Schwarzwald, lebt heute mit ihrer Familie bei Tübingen. Ethnologie- und Politikstudium in Freiburg i.Brsg. Mehrere Langzeit-Feldforschungen in Lima, Peru. Promotion 1998 zum Thema: „Rassismus, ethnische Stereotype und nationale Identität in Peru.“ Jobs als freie Korrektorin, Redakteurin und Projektkoordinatorin im Verlagswesen, Stipendium der MFG Filmförderung Baden-Württemberg 2009, Stipendien des Förderkreises Deutscher Schriftsteller in Baden-Württemberg 2007/2008 und 2011 und Literaturstipendiatin der kolumbianischen Hauptstadt Bogotá.

Lesungen u.a. Schriftstellerhaus Stuttgart, Tübinger Kulturnacht, Literarisches Forum Oberschwaben, Tübinger Bücherfest. Eigene Schreibseminare und Workshops für Erwachsene und Jugendliche an verschiedenen Volkshochschulen im deutschen Südwesten.

Mitglied im Verband Deutscher Schriftsteller und in der Autorinnenvereinigung Dreiländereck.

### *Veröffentlichungen – Auswahl*

Die Irritation Erzählung.

worthandel : verlag, Dresden, Mai 2012

Strandköniginnen.

In: Die Letzte macht das Licht aus

Via Terra Verlag, 2013

Meisterkurse mit Ilija Trojanow und Burkhard Spinnen.

Schwäbischer Literaturpreis 2007,

Deutscher Kurzkrimipreis 2009,

Dritte Plätze beim Nordhessischen Autorenpreis 2009, beim Schwäbischen Literaturpreis 2009 und beim „Irseer Pegasus“ 2010.

Literaturpreis der Buchmesse im Ried 2010,

Nominierung für den Friedrich-Glauser-Preis, Sparte Kurzgeschichte 2011

Aktuell: Würth-Literaturpreis 2011, Verleihung im Juli 2011

## Anja Munding

Jahrgang '74. Nach drei Semestern Geisteswissenschaften in Tübingen hat sie in Freiburg einen Abschluss als GHS-Lehrerin und das Referendariat gemacht. Es folgten: Regie-Arbeiten, Kindergarten, Schule, Arbeiten mit und für Menschen, Erwachsenenbildung. Sie schreibt Gedichte und ist im kulturellen und religiösen Umfeld vor allem in Köln unterwegs.

## Birgitt Flögel

Ich wurde 1959 geboren, bin verheiratet und wir haben fünf Kinder.

Nach dem Abitur erlernte ich den Beruf der Kinderkrankenschwester. Mit der Wende ließ ich mich zur Schwangerschaftskonflikt- und Familienberaterin ausbilden und arbeitete bis zur Geburt unseres dritten Kindes beim Sozialdienst katholischer Frauen (SkF) in dieser Funktion.

Danach widmete ich mich zunächst vor allem der Familie. Als unser fünftes Kind in den Kindergarten gekommen war, begann ich regelmäßig zu schreiben. Obwohl ich von Jugend an immer schrieb, war regelmäßiges Schreiben für mich bis dahin nur sporadisch möglich gewesen.

Meine erste Veröffentlichung war bereits vor der Wende: In der Anthologie „Der Knabe mit dem Engels Gesicht“ erschien meine Erzählung „Na, ich doch nicht“, 1988, in der Evangelischen Verlagsanstalt Berlin.

Ab 2003 schrieb ich Artikel aus dem Familienalltag für die Zeitschriften des Junior-Verlages.

2009 erschien mein erstes Kinderbuch „Sebastian und Phillip – Zwei ungleiche Freunde und ihre Abenteuer“, im Dieter Frieß Verlag, der später mit dem Gerhard Hess Verlag (GHV) fusionierte.

2011 erschien mein zweites Kinderbuch „Jiri – Der Junge aus dem Pfahldorf“, im GHV. Beide Bücher sind für Kinder ab acht Jahren geschrieben.

2012 kam „Mütter“, mein erster Roman für erwachsene Leser, ebenfalls im GHV, heraus. Mit „Mütter“ gehe ich in den nächsten vier Monaten auf Lesereise mit dem Thomas-Morus-Bildungswerk Schwerin, worauf ich mich schon sehr freue.

## Claire Horst

Geboren 1978 in Frankfurt am Main  
Studium der Neueren deutschen Literatur, Englischen Philologie, Philosophie in Mainz, Glasgow, Berlin, 2007 einjähriger Aufenthalt in Südkorea, seit 2010 mehrere längere Aufenthalte in der Türkei, Tätigkeit als freie Autorin, Kulturmanagerin, Dozentin.

### *Literarische Veröffentlichungen:*

Das S-Bahn-Orakel. In: etcetera. Literaturgesellschaft St. Pölten, März 2010

Der beste Moment in seinem Leben. In: &Radioschen. Planetverlag Wien, April 2010

Kälte. In: Freiburger Lesehefte, AG Wort, September 2010

Freuungen. In: Sterz 103, 2010

Kälte. In: Edition Splitter. Anthologie „Handicap“, 2011

Granica – Grenze. In: etcetera 44, „drüben“. Juni 2011

Die Putzfrau. In: Lieber guter Weihnachtsmann, schau mich nicht so böse an: Berliner Weihnachtskrimis – KaroKrimiPreis 2011. Edition Karo  
Hans-Ulrich ist kein Pferd. In: DUM 64, „Versaut. Von der Kunst, ein Schwein zu sein“, Oktober 2012  
Beiträge zur Online-Zeitschrift „Schwarzer Schmetterling“ (<http://schwarzerschmetterling.org>)

### *Fachtexte*

„Der weibliche Raum in der Migrationsliteratur. Irena Brezna – Emine Sevgi Özdamar – Libuše Moníková.“ Verlag Hans Schiler, Berlin 2007

„Andere besser verstehen. Interkulturelle Kommunikation für Frauen.“ Verlag Dashöfer, Hamburg 2009  
Literaturwissenschaftliche Beiträge zum Online-Auftritt der Heinrich-Böll-Stiftung, Dossier Migration – Integration – Diversity“, 2009

„Die essentielle Frauen-Chronik 2009“. Mit Sharon Adler und Stefanie Denkert. Verlag Dashöfer, Hamburg 2009

„Wissensvermittlung in gemeinnützigen Vereinen“. Verlag Dashöfer, Hamburg 2010  
Beiträge zur Weiterbildungs-Plattform akademie.de

## Gerhild Peters

Ich wurde am 3. Oktober 1961 in Menden/Sauerland geboren und bin im Ruhrgebiet aufgewachsen. Mit 13 Jahren habe ich mein erstes Gedicht geschrieben, zum WM-Endspiel 1974. Die Gabe zur Wortmusik hat mein Leben von da an begleitet und bereichert – genau wie mein Sohn seit seiner Geburt, er ist jetzt 15 Jahre alt.

Ein wichtiger Teil meines Lebens sind Reisen ins Ausland. Sie haben meine schriftstellerische Arbeit geprägt und meinen Blick für die Vielfalt des Lebens geschärft. Wenn ich das sage, rede ich immer vom Weg, nie vom Ziel.

In Göttingen habe ich in den Jahren 1987 bis 1992 Germanistik und Slawistik studiert – ohne Abschluss. Einige Nachdichtungen aus dem Russischen zählten zu meiner Lieblingsarbeit. Für verschiedene Zeitungen habe ich Reportagen geschrieben und tagesaktuell berichtet. Zusammen mit Kommilitonen besuchte ich literarische Treffen an der Uni, insbesondere den beliebten „Lyrikworkshop“ des Sprachwissenschaftlers und Autors Burckhard Garbe. Außerdem veranstalteten wir Lesungen in der Kunstkneipe „Apex“. Dazu gab es Anthologien in kleiner Auflage. Eine eigene Sammlung ging mit dieser Arbeit einher.

Seit der Zeit veröffentliche ich Gedichte in der Publikation „Die Spinne“ des Dresdner Künstlerbuchmachers Dirk Fröhlich. Das literarische Kunstbuch erscheint in unregelmäßigen Abständen in Dresden. Im November 2011 habe ich auf Einladung des Bundesverbandes „Das Frühgeborene Kind“ e.V. in der Voges Gallery in Frankfurt, anlässlich der Ausstellungseröffnung des Hamburger Fotografen Walter Schels, aus meinen „Briefen an ein viel zu früh geborenes Kind“ gelesen – ein kleines Werk, das die Tage und Wochen auf einer Frühgeborenen-Intensivstation beschreibt. Der Mächler-Verlag in der Schweiz möchte das Buch veröffentlichen.

Derzeit habe ich einen Gedichtband mit Fotos aus Südfrankreich abgeschlossen und arbeite an einer unkonventionellen Liebesgeschichte zur Betrachtung religiöser Erziehung, ihrem Wert und ihren Wirkungen im Erwachsenenalter.

Für die Hessisch Niedersächsische Allgemeine schreibe ich eine monatliche Kolumne. In Melsungen arbeite ich als Korrektorin und lese die gesundheitswirtschaftlichen Fachzeitschriften des Bibliomed Verlags.

## Christine Pilot

wurde 1955 in Berlin geboren, wo sie auch heute noch lebt.

Sie ist verheiratet und hat drei erwachsene Kinder. Nach dem Studium der Fächer Englisch und Französisch und dem sich anschließenden Referendariat begann sie als Lehrerin in der Erwachsenenbildung zu arbeiten. Sie ist inzwischen seit vielen Jahren an einer Einrichtung des Zweiten Bildungswegs tätig.

### *Veröffentlichungen:*

mehrere Beiträge zu den jährlich erscheinenden Weihnachtsgeschichten am Kamin und anderen Weihnachtsanthologien des Rowohlt-Taschenbuch-Verlags, (2004 – 2010)

eine autobiographische Geschichte in der Anthologie „Glückssuche im Schatten der Mauer“, (Zeitzeugenpreis Berlin/Brandenburg 2007/2008)

die Geschichte „Kulickes kommen“ im Internet, (2. Preis Tagesspiegel-Erzählwettbewerb 2008)

der Beitrag „Der kleine Dichter“ in dem vom Goethe-Institut und anderen herausgegebenen Band Mein Lieblingsbuch, 2010, (Wettbewerb „Geschichte einer Freundschaft – Mein Lieblingsbuch“), veröffentlicht im Internet

## Karin Posth

geboren 1945 in Marienbad. Lebt in Köln. Übersetzerin und Versicherungsfachwirtin (FH Köln). Seit 2009 Lyrikerin und Malerin. 2010 Fernstudium „Das lyrische Schreiben“.

2011

Gewinnerin der Spezialaufgabe beim Literaturpodium zum Thema berühmte Persönlichkeiten

5. Preis beim Lyrikwettbewerb des Literaturpodiums

3. Preis beim österreichischen Haiku-Wettbewerb Lotosblüte 2011

2012

Preisträgerin beim Lyrikwettbewerb der Bibliothek deutschsprachiger Gedichte

Platz 6 des User-Votings beim Hildesheimer Lyrikwettbewerb

Preisträgerin der Spezialaufgabe beim Literaturpodium zum Thema Wüsten

Aufnahme in die Anthologie zum Feldkircher Lyrikpreis 2012

## Thomas Weiß

Jahrgang 1961, verheiratet und Vater. Pfarrer der Evang. Landeskirche in Baden, Gemeindepfarrer und Erwachsenenbildner in Baden-Baden, Autor. Seit 1998 Veröffentlichung von Lyrik, Prosa und spiritueller Literatur; Mitglied und Stipendiat der Förderkreises deutscher Schriftsteller in Baden-Württemberg (Stuttgart) und Mitglied der Gesellschaft für zeitgenössische Lyrik (Leipzig).

### *Publikationen (Auswahl):*

Hörst du mein Schweigen? Gebete der Sehnsucht, Freiburg 2008 (Herder Verlag)

Finsternis ist nicht finster bei dir. Gebete und Meditationen für die Begleitung Sterbender und Trauernder, Gütersloh 2011 (Gütersloher Verlagshaus)

Kann's auch etwas mehr sein? Sonntagsgedanken, Gütersloh 2013. (Gütersloher Verlagshaus)

Von weit. Gedichte, Tübingen 2010. (Klöpfer&Meyer Verlag)

Geschichten vom Herrn G. Prosa, Tübingen 2013. (Klöpfer&Meyer Verlag)



- Nr. 1      Literatur in der Erwachsenenbildung  
Nr. 9/10    Ökologie lernen  
Nr. 12/13   Ehe und Familie  
Nr. 14/15   Altenbildung  
Nr. 17/18   Frauenbildung  
Nr. 23      Mutter-Kind-Gruppen  
Nr. 25/26   Feministische Frauenbildung  
Nr. 27      Offene Erwachsenenbildung  
              in katholischer Trägerschaft  
Nr. 28/29   Religiöser Tanz  
Nr. 31/32   Gotteskrise?  
Nr. 33/34   Dokumentation 25 Jahre  
              Diözesanbildungswerk  
Nr. 37      Älter werden Leben gestalten  
Nr. 38/39   In Beziehungen leben – Familie  
              zwischen Chaos und Utopie  
Nr. 40/41   Den Rollenwandel begleiten  
Nr. 42/43   Im Übergang dazwischen  
Nr. 44/45   Schattenfrauen und Lichtgestalten  
              Eine Arbeitshilfe  
Nr. 46/47   Heilen  
Nr. 48/49   Glaubenssache. Zum Abschied  
              von Dr. Wolfgang Wieland  
Nr. 50/51   Alle meine Füllfedern haben  
              aufgehört zu schreiben ...  
Nr. 52/53   begegnung:nähe:genießen  
Nr. 54      40 Jahre Katholische Erwachsenenbildung  
              Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V.
- Nr. S      20 Jahre Bildungswerk (Sondernummer)  
Nr. S      Handbuch Qualitätsentwicklung  
              (Sondernummer)

# Perspektiven und Chancen

## Katholische Erwachsenenbildung (KEB) – Reflexion im gesellschaftlichen Kontext

Die Veröffentlichung zeigt auf, in welche Richtung die KEB sich weiter entwickeln kann, wo ihre Chancen liegen. Sie bietet neben wissenschaftlichen Hinweisen aus andragogischer, ethischer und theologischer Sicht Praxishinweise aus den verschiedenen Arbeitsfeldern. Dazu zählen u. a. kulturelle Bildung, theologische Bildung, Familienbildung, aufsuchende Weiterbildung sowie verbandliche Erwachsenenbildung. Hinweise aus dem Blickwinkel der Evangelischen Erwachsenenbildung und der VHS runden das Ganze ab.



Norbert Vogel,  
Michael Krämer (Hg.)

## Perspektiven katholischer Erwachsenenbildung im gesellschaftlichen Kontext

EB Buch, 34

2013, ca. 300 Seiten, 29,90 € (D)

ISBN 978-3-7639-5245-8

Best.-Nr. 6004356

Auch als E-Book erhältlich

Erscheint September 2013

[wbv.de](http://wbv.de)



W. Bertelsmann Verlag

[service@wbv.de](mailto:service@wbv.de) | [wbv.de](http://wbv.de) | [wbv-journals.de](http://wbv-journals.de) | [wbv-open-access.de](http://wbv-open-access.de)







Katholische Erwachsenenbildung  
Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V.  
Jahnstraße 30  
70597 Stuttgart  
Telefon: 0711/97 91-211  
E-Mail: [keb@bo.drs.de](mailto:keb@bo.drs.de)